NR. 3 1913

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

NOVEMBER

JNHALT:

Max Scheler, Versuche einer Philosophie des Lebens / Emile Verhaeren, Die Abendstunden / Robert Musil, Politisches Bekenntnis eines jungen Mannes ‹Ein Fragment› / Alain, Kleine Vorschläge zum Leben / Wilhelm Hausenstein, Von ethnographischen Sammlungen / Erik-Ernst Schwabach, Das Puppenspiel der Liebe / Franz Blei, Die Katholiken in Deutschland / Carl Einstein, Über Paul Claudel / Emile Zola, Briefe an Cézanne

LEIPZIG / VERLAG DER WEISSEN BÜCHER

DIE WEISSEN BLÄTTER

DRITTES HEFT ERSTER JAHRGANG NOVEMBER 1913

INHALT:

	Seite
Max Scheler: Versuche einer Philosophie des Lebens	203
Emile Verhaeren: Die Abendstunden	234
Robert Musil: Politisches Bekenntnis eines jungen Mannes ⟨Ein Fragment⟩	237
Alain: Kleine Vorschläge zum Leben	245
Wilhelm Hausenstein: Von ethnographischen Sammlungen	252
Erik-Ernst Schwabach: Das Puppenspiel der Liebe	256
Franz Blei: Die Katholiken in Deutschland	280
Carl Einstein: Über Paul Claudel	289
Emile Zola: Briefe an Cézanne	298
Glossen ⟨im Inseratenteile⟩	

Hölderlin in der Inselbücherei / Lettres de la Marquise Du Deffand à Horace Walpole. Edited by Paget Thoynbee. / Georgian Poetry 1911—1912. / Gerhard Hauptmanns Bearbeitung oder Wiedererzählung des Lohengrin für die Jugend / Der Bücherwurm. Zweiter Jahrgang

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

COPYRIGHT 1913 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT
ERSTER JAHRGANG
NR. 3 NOVEMBER 1913

VERSUCHE EINER PHILOSOPHIE DES LEBENS

1.

SEIT etwa einem Jahrzehnt finden wir bei einer Gruppe bedeutender philosophischer Charaktere, um die sich wiederum weithinflutende Strömungen und Schulen scharen, einen Anspruch erhoben und eine Art Prophezeiung ausgegeben, es solle kommen und werde kommen eine »Philosophie des Lebens«. Ich meine mit den Versuchen unter diesem Namen natürlich nicht jene zu allen Zeiten reich fließende Literatur einer Popularphilosophie, welche die Philosophie unter anderem auch auf das »Leben« oder das »praktische Leben« »anwenden« will und die halb Klugheitslehre, halb Erbauung für »Herz und Gemüt«, sich bald als Ratgeber auf die Fragen »Wie werde ich energisch«, »wie werde ich reich«, »wie habe ich Glück bei Frauen«, »wie erhalte ich mich gesund«, bald als Surrogat für Religion aufgeklärten Geistern anzubiedern sucht. Diese Dinge hat es ja immer gegeben und sie sind nichts weniger als neu. Schon daß sie die Philosophie von einer »Anwendung« auf das Leben unterscheiden, sie doch aber erst aus dieser »Anwendung« gewinnen wollen, zeigt — auch wenn man hier bei Leben nicht zuförderst an »Geschäfte« dächte und was solche möglich macht — daß man es hier nicht mit einer Philosophie des Lebens zu tun hat. Und ebensowenig denke ich an die gleichfalls stets vorhandenen Versuche, — unter den tausend anderen philosophischen Problemen — auch das Problem des organischen Lebens theoretisch zu behandeln, so sehr auch ein Teil jener Versuche einer »Philosophie des Lebens« mit all dem, was die moderne Biologie

uns an Fernblicken erschloß, zusammenhängen mag. Was man vielmehr mit jenem allgemeinen Schlagworte meint — und es ist gerade seine Unbestimmtheit, die ihm die Macht über die jungen Geister verleiht und die ihm gleichzeitig den Charakter einer Forderung der Zeit als einer Einheit der Denkweise und des Sehnens einer neuen Generation innerhalb der höchsten europäischen Bildungsschicht gibt, — das ist ein anderes: eine »Philosophie des Lebens«, in deren Benennung »des Lebens« ein Genitivus subjectivus ist d. h. eine Philosophie aus der Fülle des Lebens heraus, ja — schärfer gesagt — eine Philosophie aus der Fülle des Erlebens des Lebens heraus. Nicht das, meint man, was da auf irgendeine Weise schon vor uns steht, ein Sein irgendwelcher Art, Zahlen oder Sterne oder auch noch die organischen Lebensprozesse und die bereits gelebten sog. »psychischen Erlebnisse«, die wir in uns und anderen »vorfinden«, sollen der neuen Philosophie den Stoff geben, und ebensowenig eine vorhandene »Kultur« oder »Wissenschaft«, deren Voraussetzungen zu suchen, deren »Bedingungen« in den Wurzeln des Geistes aufzusuchen wären, denn dies alles ist — mag es in einem ganz anderen Sinne des Wortes auch als lebendig z. B. vom anorganisch Toten abgeschieden werden, — im Grunde tot. Es ist im höchsten Falle nur gelebtes Leben, vollendet, fest geworden und darum der Beobachtung und dem Begriffe zugänglich. Aber es ist nicht jenes ganz verschiedene »Leben«, das sich im Er-leben selbst als eines tiefsten und schöpferischen Aktus, der immer schon einen neuen und anderen Inhalt ergriff, wenn wir auf jene toten Erlebnisse des gelebten Lebens hinblicken, unmittelbar erschließt, in ihm und in ihm allein aufblitzt. Aber eben dies — so meinen es jene neuen Versuche —, was sich in diesem Erleben unmittelbar vor uns auftut an Gehalten, all das, was im Denken und Anschaun der Welt, was im Wollen, Wirken und Leiden an den Widerständen, in denen sie sich dem Wollenden, Wirkenden und Leidenden allein verrät, was in den Bewegungen der Liebe und des Hasses von Welt, Mensch, Gott, Weib, Kunst usw. uns an Gehalten, an Werten, an Sinneinheiten entgegenblitzt, was im Beten, im Ahnen und Glauben sich uns an neuen Welten und Werten erschließt — und was alles nicht da ist, nicht da sein kann, wenn wir nur gelebtem Leben zusehen — was also in diesem unmittelbarsten und dichtesten erlebenden Ver-

kehr mit All und Gott sich vor uns hinzustellen Miene macht — und was schon verschwunden und gestorben, ja vernichtet und aufgehoben ist, wenn es gelebtes Leben wurde — das Ganze möglicher Welt, sofern es nur so gegeben ist, dies sei der »Stoff« der neuen Philosophie.

2.

Friedrich Nietzsche besaß die »Philosophie des Lebens« noch nicht. Und doch schwebt er über den modernen Versuchen wie ein verborgener Schutzgeist. Er vor allem brachte durch seine dichterische und sprachschöpferische Gewalt in das Wort »Leben« den tiefen Goldklang, den es seitdem besitzt. Was vorher »Leben« hieß, waren vorzüglich die Geschäfte ⟨wenn man z. B. »Leben« und »Wissenschaft« oder »Kunst« entgegensetzte⟩ oder es war die Begleitvorstellung von Hunden, Katzen, Pflanzen usw. damit verknüpft ⟨etwas Abstraktes an organischen Körpern⟩. Für Nietzsche hieß »Leben« eine ins Unermeßliche hinströmende und darin sich fortwährend werterhöhende Aktion, in deren Aufgang alles Sein erst gebildet wird und deren Niedergang es zum Gesetze erst erstarrt. »Erst wo Leben erstarrt, türmt sich das Gesetz.« So volltönig wurde ihm das Wort, so umfassend — von Schritt zu Schritt — was es vermeinte, daß es die beiden Reiche, zwischen die man es sonst zu stellen pflegte — Gott und tote Welt — schließlich umfaßte und als bloße Gestaltungen seines auf und niedergehenden Strömens aus sich zu entlassen schien.

Nietzsche war es auch, der begann, von »dem Leben« schlechthin zu reden. Er apostrophiert es wie z. B.: »In Dein Auge schaute ich jüngst, o Leben usw.«, das Leben: das ist nicht mehr ein Vorgang in den Organismen, nicht mehr — wie früher für ihn selbst noch — eine »kleine Bewegung« auf einem der kleineren Planeten. Es sitzt in der Tiefe: Und Welten, Gesetzessysteme, Wertsysteme rauschen aus seiner Rätseltiefe auf — rauschen auf und geben nur dem toten Blicke das Bild eines absolut fest und ewig Gefügten. Faktisch aber werden auch sie wieder vom Leben hineingetrunken. Henri Bergsons »Elan vitale« — hier ist eine seiner Wurzeln.

Es geht auf seine tiefsten Erlebnisse und seine »stillsten Stunden«

zurück, daß er das »Leben«, das so größer, gewaltiger, umfassender immer vor seinem verzehrenden Suchen aufwuchs, auch seinem biologischen Sinn nach neu konzipierte. Er, der von Biologie so gut wie nichts verstand, — er war doch derjenige, der die Falschheit der Ur- und Grundkonzeption des größten Teiles der modernen biologischen Wissenschaft klar erkannte: klar und — ohnmächtig zugleich, hier Rechtes an die Stelle des Falschen zu setzen, denn dazu gebrach ihm das Wissen und die Begabung zur Wissenschaft. Er sah, daß Darwin und Spencer die »Aktivität« dem Leben entwendet hätten. Spencer definiert Leben als »Anpassung innerer Beziehungen an äußere«, und so findet Nietzsche, daß bloße »Reaktivität« an Stelle ursprünglicher Aktivität gesetzt wird. Aber Leben ist nicht etwas, das sich »anpaßt« oder »angepaßt« wird. Leben, das ist vielmehr eine Tendenz zur Gestaltung, zur Formung, ja zur herrschaftlichen Überwältigung eines Materials. Die einzelnen Organismen und Arten haben »Umwelten«. Aber deren Strukturen sind in den Sonderrichtungen des in ihnen strömenden Lebens vorgebildet. Leben — das ist für Nietzsche im Kleinsten und Größten so etwas wie ein waghalsiges Unternehmen, ein metaphysisches »Abenteuer«, ein kühner Vorstoß in Möglichkeiten des Seins, die sich erst im Gelingen zu einem Sein gestalten — zu dem, was dann alle mögliche »Wissenschaft« betrachtet. Leben — das ist der Ort vor dem Sein, — an dem sich Sein und Nichtsein allererst entscheidet. Das Bild der Flamme, deren Züngeln erst die Gestalt entscheidet, die sie dem Betrachter bietet, liebt er mit dem antiken Freunde, mit Heraklit auf das Unsagbare anzuwenden. Und wie ihm, ist auch Nietzsches letztes Wort »Werden« und zwar werdendes Leben oder besser Leben, das ganz »Werden« ist. Und ebensowenig ist Leben primär »Daseinserhaltung« — sei es Individual-, sei es Arterhaltung. Auch diese Definition sei Fälschung des Lebensbegriffes. Leben — das ist vielmehr eine Tendenz zur Steigerung ihrer selbst, etwas, dessen Werden auch schon von Hause aus Wachsen ist und in diesem Wachsen erst Einverleibung eines Materials. Ein Lebendiges wächst nicht, weil es sich ernährt, es ernährt sich, weil es wächst. So ist »Machtsteigerung« sein geheimster Sinn und metaphysischer Atem — und lieber nicht sein und zugrundegehen als jener Tendenz Einhalt

tun und sich mit bloßem Dasein und Anpassung zu begnügen — seine Losung oder die Regel seines Verfahrens. Ein Lebewesen, das nur mehr in den Lehnsessel-Kategorien des Seins Platz nähme, sich hier zur Ruhe zu setzen, das wäre kein Lebewesen, sondern ein Totes. Es kann nur zweierlei: Über sich hinaus zu mächtigerem Leben rennen oder sich positiv vernichtend hinstürzen zum Tode, kann »aufgehen« oder »niedergehen« — nimmer aber eine Tendenz sein zu seiner Selbsterhaltung. Nietzsche könnte es geradezu definieren als ein »Werden, das nur aufgehen und niedergehen kann« — niemals aber sich wie z. B. ein Körper, der dem Satze der Trägheit folgt sich in gleichförmiger Bewegung »erhalten«. Jene Grundfassungen der wissenschaftlichen Biologie sind nur Analogien aus der Mechanik auf ein wesentlich Amechanisches.

Nietzsche hat diese großartige Konzeption für die Biologie selbst nicht ausgeschöpft, auch hat er sie nicht innerhalb irgendeiner biologischen Untersuchung gewonnen. Sie erwuchs ihm ganz und gar aus seinem Erleben, soweit es um die ihn eigentlich allein bewegenden Fragen des Sinnes und der Herkunft moralischer und religiöser Werturteile kreiste. Das ist das Merkwürdigste: Nicht wie innerhalb der neueren englischen Biologie sollte hier ein naturphilosophischer Begriff des Lebens das Moralische erleuchten, wie z. B. in Spencers Ethik, sondern aus seinem tiefen Gefühl dafür, daß die Ideale und Werte des spezifisch modernen Menschen, des Bürgers, des Kapitalisten, des Forschers, des Künstlers dieser Zeit — daß ihr utilistisch-kalkulatorischer Charakter, daß auch deren Ausprägung in der positivistischen Philosophie, der er sich nach seiner romantischen Wagner-Schopenhauerperiode einen Augenblick zuzuneigen schien — Werte eines Menschentypus seien, in dem »Leben« niedergeht und nicht aufsteigt, daraus erwuchs ihm erst die Einsicht, daß dieser Menschentypus — auch noch in seiner Ausprägung als wissenschaftlicher Biologe — den wahren Charakter des Lebens verkennen und ihn fälschen mußte. Auch die Biologie kann eben nicht besser sein als der biologische Menschentypus, der sie macht. Seine »Moral« — das Wort in dem weiten Sinne einer Wertrangordnung genommen — wird auch seine wissenschaftlichen Ideale, Methoden, Forschungsziele nach sich bestimmen. Nietzsche aber glaubte der modernen »Wissenschaft« auf

ihren Grund zu sehen, wenn er sagte, daß der moderne Forschertypus selbst dem Pöbeltypus angehöre. Niedergehendes Leben wird auch als scheinbar ganz »objektiver Verstand« drapiert das gesamte organische Leben so deuten, wie es seinen Grundwerten entspricht. Diese sind aber für den geborenen Menschen des Dienstes, der Biegsamkeit, der Angst, die zum Berechnen, zur Vorsicht, zur Klugheit, zur Sparsamkeit und Ökonomie und den übrigen Tugenden des Pöbels treibt, identisch mit den Werten und Tugenden, die man als solche der Daseinserhaltung und Anpassung zusammenfassen kann. Nietzsche ahnte — mehr oder weniger bewußt — ebendies, was Bergson nun ein wenig klarer auszusprechen begann: daß die moderne mechanistische Biologie ihre tiefste Wurzel in der utilistischen Moral hat, daß die Darwinsche Lehre vom Überleben des »Passenden« oder des »Nützlichen« — die das Organ gleich einem nützlichen Werkzeug beurteilt — daß auch ihr Malthusscher Ausgangspunkt, es sei die Tafel für das organische Leben zu kurz geraten und noch vieles andere dieser Art im Grunde nichts ist als eine Projektion gewisser Pöbelwerte und Pöbelsorgen in die organische Natur. In dem Menschen dieses neuen Typus ist der Arbeitswille das primum movens. Darum denkt er sich auch die Welt so, daß sie möglicher Angriffspunkt seiner Arbeit sein kann: er denkt sie — mit Einschluß des Lebens — mechanisch. Da er auf Grund von Instinkten, die ihn trotz aller roten Wangen zum Tode reißen, auch das Tote und Berechenbare als das, was seine Angst verringert, dem Lebendigen und Unberechenbaren, der Tendenz zum »Unwahrscheinlichen«, wie man »Leben« treffend definierte, vorzieht, da er skeptisch, konstitutionell skeptisch geworden ist gegen Kühnheit und Wagemut, gegen Macht und Eroberwille, aber auch gegen Opferbereitschaft und verschwenderische Güte und Liebe sonder »Zweck« — wie sollte der neue Typus das organische Leben anders begreifen als so, wie es Herr Spencer definiert? Als »Anpassung« resp. als einen nur besonders komplizierten Grenzfall berechenbarer, den Prinzipien der Mechanik unterworfener Beziehungen?

Noch Eins tat Nietzsche: Er machte seine Idee des »Lebens« unabhängig von der Scheidung Psychisch-Physisch, in die Descartes zuerst das All einzusperren suchte. Er weiß z. B., daß es auch

innerhalb des sog. »Psychischen« den Unterschied des Lebendigen und Toten gibt:

»Ach, was seid ihr doch, ihr meine geschriebenen und gemalten Gedanken! ... Welche Sachen schreiben und malen wir denn ab, wir Mandarinen mit chinesischem Pinsel, wir Verewiger der Dinge, welche sich schreiben lassen, was vermögen wir denn allein abzumalen? Ach, immer nur das, was eben welk werden will und anfängt sich zu verriechen! Ach, immer nur abziehende und erschöpfte Gewitter und gelbe späte Gefühle! Ach, immer nur Vögel, die sich müde flogen und verflogen und sich nun mit der Hand haschen lassen! — mit unserer Hand! Wir verewigen, was nicht mehr lange leben und fliegen kann, müde und mürbe Dinge allein! Und nur euer Nachmittag ist es, ihr meine geschriebenen und gemalten Gedanken, für den allein ich Farben habe, viel Farben vielleicht, viel bunte Zärtlichkeiten und fünfzig Gelb's und Braun's und Grün's und Rot's: aber niemand errät mir daraus, wie ihr in eurem Morgen aussahet, ihr plötzlichen Funken und Wunder meiner Einsamkeit, ihr meine alten geliebten — schlimmen Gedanken!«

Jenseits von Gut und Böse 296.

3.

In seinen tiefsten Tendenzen fast unerkannt zwischen den Kollegen, unter denen Wilhelm Dilthey zufällig lebte, aber mit Recht als ein »feinfühliger Geist« selbst von ihnen hochgeschätzt, brannte in diesem deutschen Professor ein ungeheurer Durst, sich der Historie nicht kalt deskriptiv, auch nicht erklärend, aber nachlebend und »verstehend« zu bemächtigen, sein Herz — das er mit dem Kerne der Welt einig wußte — selbst in all die Buntheiten hinein zu tauchen, die Menschen geglaubt, ersehnt, gewollt, geliebt — und dieses Herz dabei nicht zu verlieren, sondern auszufüllen. Er war ein fleißiger Gelehrter und doch voll großer Intuitionen, die über Epochen das Licht und die Glut eines gegenwartsfremden — d. h. echten — Verständnisses gossen. Aber er war in seiner Existenz kaum weniger problematisch in seiner Art als Nietzsche — und auch darin ein Freund seiner geliebten Romantik, daß er vieles aufgriff und nur

weniges vollendete. Er hatte die rührende Kindlichkeit eines Menschen, der, fortwährend bedrängt von reichsten Gesichten historischen Lebens, sie nicht auszusprechen vermag — dessen Rede man aber selbst dies noch anhört und dessen Stil und Schreibart daher sogleich den Eindruck gibt: »Du schaust unendlich viel mehr, als du zu sagen weißt«. Sein Geist überflutete fast sichtbar den kleinen, zarten Körper, kam aber selten und nur aus einem Zufallsglück der Situation heraus zur festeren Gestaltung. Sein Sehnen nach Absolutheiten und einer ewigen festlichen Gegenwart war selten gleichstark mit dem anderen, in diese Gegenwart selbst alle bisherigen Arten des Erlebens von Menschen — die Inhalte selbst in ihrer zufälligen Mannigfaltigkeit überließ er den Historikern vom Fach — miteinzuschließen. Langsam gewann in seinem Leben das erste Sehnen zu überwiegen. Und doch sah er nur wie von Ferne einen neuen Sinn und eine neue Verantwortlichkeit für das, was im Erleben selbstgegeben ist und doch als Ewiges und Absolutes und was auch für mögliches Nacherleben noch »Maß« ist, aufsteigen. Er sah es und fühlte es — als seine geheimste Sache. Zu folgen vermochte er nicht — der schon zu alte, zu vielwissende, der durch sein vieles und tiefes Nacherleben zu skeptisch gewordene Mann. Aber er förderte es, wo er es nur vermochte und starb auch nach äußeren Umständen so heimlich und verborgen — und so einsam — wie er in der Tiefe stets gelebt hatte, — mit einem Blick, der über das viele schöne Große hinwegeilte, das er noch zu sagen hatte.

Der Beitrag, den Dilthey und seine jungen Freunde zu einer künftigen »Philosophie des Lebens« gaben, geht — hier ist nur vom Kerne des Kernes die Rede — auf eine Begründung der Geisteswissenschaften und des Verstehens der »geschichtlichen Welt« aus der Totalität des Lebens. Das klingt sehr allgemein, ist aber doch sehr konkret und eben nur — diltheyisch gemeint. Geschichte — das war ihm ein Strömen, aus dem sich langsam eine »geistige Welt« erhebt, sich festigt uud erbaut, eine »Welt«, deren Gehalte und Strukturen wir aus den Urkunden, Denkmalen, Kunstwerken herausfinden und -erblicken müssen, eine »Welt« zugleich, die ewig ein Transzendentes, die Gottheit selbst anstrebt — ohne sie zu erreichen, doch an gewissen Höchstpunkten in sie zu verfließen scheint. Die

beiden Endpunkte, das Strömen selbst, aus dem sich diese Welt langsam aufbaut, und ihr transzendentes Ziel gewannen sein Interesse nur sehr wenig. Er war kein Historiker, er war kein Metaphysiker. Was sein Gemüt bewegend seinen Geist beflügelte, das war irgend etwas, das zwischen Gott und der Geschichte selbst liegt. Er nannte es »geistige Welt«.

Was er zuerst zeigte, war, daß man Natur mit Haut und Haaren erkennen könne, ohne von dieser »Welt« auch nur die geringste Ahnung zu haben, daß der Eingang in dieser »Welt« ein Verstehen sei und Nachleben, auf welche Einstellungen »Natur« ewig stumm bleiben muß. Natur mag man beschreiben und erklären. Aber sie ist das »Unverständliche«. Und was ist dieses Verstehen? Es ist ein Mitherausleben ihres Lebens, — ihrer Taten, ihrer die »Geschichte« machenden Akte aus den Menschen selbst, aus ihrer Lebenstotalität selbst, — nicht also totes Hinstieren auf das schon gelebte Leben dieser Menschen, etwa gar Rückschluß aus den Ereignissen, Zuständen, Werken auf sie und das, was sie taten und wollten. Dilthey interessierte sich weniger für das, was man sonst Geschichte nennt als für die Art, wie diese Geschichte eigentlich gemacht wird. Er hatte zu viel Sinn für »Tat«, als daß er an das stille »Wachsen« der Geschichte mit seinen romantischen Freunden glauben mochte. Voll Sinn für die edelsten Züge des alten Preußens kannte er den Atem des echten Staates als einen Willen zur Macht, die ihm was anderes war als Wohlfahrt und Nutzen, aber auch als gemeine Gewalt und die er nur — im Unterschied zu Treitschke z. B. — als eine Vorbedingung dafür wertschätzte, daß durch Niederhaltung alles niederen Trieblebens und der Masse die Bildung seiner »geistigen Welt« eine freie Bahn erhalte. Wenige wußten wie Dilthey den ritterlichen Degen so genau vom gemeinen Säbel und dem pathetischen Schwert zu unterscheiden. Aber die »Tat« und ihr Subjekt, der »große Mann« konnte ihn nicht wie Treitschke oder Carlyle hypnotisieren. Auch Taten fließen ihm aus dem Erleben der historischen Menschen, das — wie von rückwärts — ihr Wollen noch regiert, ja mehr als dies, ihr mögliches Wollen, aus dem erst Situationen, in die der Zufall seine Faktoren hineinwebt, einen bestimmten Inhalt des Wollens machen.

Und nun sah Dilthey weiter: Wir können so von der Gegenwart her das Erleben der historischen Menschen nicht ohne weiteres »verstehen«. Zunächst sind wir ja ganz eingesponnen in die zeitgeschichtliche »Struktur« unseres eigenen Erlebens, — nicht etwa nur in seinen besonderen Gehalt — und müssen auch alles vergangene Erleben der historischen Menschen dieser Struktur gemäß auffassen und »gestalten«, d. h. umdeuten und verkennen. Diese Strukturen sind als »Scheuklappen« — für uns vielleicht notwendig wie für den Gaul, daß er vor der Mannigfaltigkeit bunter Dinge nicht scheue und seinen »Weg« finde. Selbst zwischen uns und uns steht bereits diese »Struktur«. Wie töricht also, Verständnis der Geschichte gründen wollen auf Psychologie des Gegenwartsmenschen! Ist diese Psychologie vor allem »naturwissenschaftlich« und »experimentell« — was heißt dies anders, als dieser Mensch der Gegenwart sähe sich selbst eben durch die Erlebensstruktur eben seiner vergänglichen Zeit! Es war sehr wichtig, daß Dilthey eben dies sah und diese Psychologie als Grundlage der Geisteswissenschaften zurückwies. So kam er dazu, eine synthetische und erklärende Psychologie von einer analytisch — zergliedernden zu unterscheiden. Jene versucht das psychische gelebte Leben aus einer möglichst kleinen Anzahl von elementaren Einheiten ‹Empfindungen, Triebimpulsen, Gefühlen› in analoger Weise, wie die Naturwissenschaft sich ihre Tatsachen aus Atomen, Elektronen usw. »erklärt«, synthetisch zu konstruieren, wobei sie keinerlei, Rücksicht darauf nimmt, ob diese Elemente und die Art ihrer Zusammenfügung im Erleben selbst gegeben sind und ob die Einheit einer sie erlebenden Persönlichkeit in ihrem Tun und Leiden, in ihrem Schaffen und Genießen sie durchströmt und sie in Einheiten eines Sinnes gliedert.

In meisterhafter Weise zeigte Dilthey in seinen Arbeiten zur Geschichte der Psychologie, wie diese moderne Auffassung der seelischen Wirklichkeit selbst historisch geworden war und nur einen Bestandteil der Struktur des modernen Welterlebens überhaupt darstellt. Mochte er auch noch nicht in die letzten Wurzeln der Motive ihres Ursprungs eindringen: Er sah doch schon die wesentlichsten Motive. Die moderne Weltauffassung, wie sie sich seit Galilei entfaltete, vertrieb die »Qualitäten« und »Formen« und alle lebendigen Sinnzusammen-

hänge zuerst aus der Sphäre der Natur. An Stelle der Qualitätsunterschiede der Materien der »irdischen« und »himmlischen« Körper trat die Annahme der chemischen Homogenität des Alls, an Stelle der Annahme letzter elementarer Bewegungsformen ⟨gradlinige und kreisförmige, Bewegung, Bewegung nach unten und oben, Lebensbewegung tote Bewegung⟩ eine Reduzierung aller ⟨auch der vitalen⟩ Bewegung auf das geometrische Phänomen der bloßen Ortsvariation eines Etwas in der Zeit und ein einheitliches Gesetz der Bewegung, in dem sich aller Unterschied der irdischen Bewegung und der Bewegung der Sterne auslöschte ⟨Galilei, Kepler, Huygens, Newton⟩, alle Formen der Bewegung aber sich als Folgen der Bewegungsgesetze darstellten, an Stelle der »Formen« — eine Idee, der die scholastische Weltauffassung auch die Seele und die gesellschaftliche Wirklichkeit ⟨in der organischen Staatsauffassung⟩ unterordnete — traten gesetzliche Beziehungen zwischen möglichst qualitätslos gedachten, punktuellen Realitäten, während aller Anschein von Formeinheit in der Natur, auch jene des Organismus als ein Werk, eine Leistung der lebendigen Seele angesehen wurde, welche die sinnlichen Bestände kraft ihrer Tätigkeit zu Einheiten zusammenfaßt. ⟨Nominalismus der Begriffe.⟩ Also wich »Vernunft«, »Form«, ja »lebendige Einheit« zunächst aus dem All der Natur ⟨»mechanische« Naturansicht⟩. Bürdete man ihren unbestreitbaren Anschein zuerst der tätigen Kraft der »Seele« auf, die nun an Stelle der göttlichen formschöpferischen Kraft zu treten schien ⟨Descartes⟩, so drang jene Struktur der Auffassung der Welt, die zur Mechanisierung der Natur geführt hatte, alsbald auch an eben diese »Seele« und an die gesellschaftlich-geschichtliche Realität heran und bog auch sie in die Art der klammernden Organe und Werkzeuge der neuen geistigen Einstellung des Zeitalters um. Dilthey zeigte, wie der Ursprung jener Zerstückelung der lebendigen Seele in eine geringe Zahl von Empfindungs- und Vorstellungsdingelchen, die sich nach einfachen Gesetzen der sog. »Assoziation« ohne Leitung durch eine zentrale tätige Kraft des »Ich« zu »Komplexen« verbinden sollten ⟨in der sog. »Assoziationspsychologie«⟩ überall als analogienhafte Nachbildung der Grundannahmen der Newtonschen Himmelsmechanik und der Molekularphysik entstand und wie sie die Grundbegriffe der neuen Mechanik ⟨die Ideen der »Erhaltung«,

der »Trägheit« usw.) auf die seelische Welt übertrug. Daraus z. B. entsprangen die Bilder, die Spinoza und Hobbes vom Menschen und seiner Seele lieferten, ihre Versuche aus bloßem Selbsterhaltungstrieb und Egoismus, die sittlichen Motive und Ideen abzuleiten, so auch die neuen Bilder vom Staate als einer auf »Vertrag« beruhenden Machtorganisation zur Bändigung der Egoismen, die Macchiavell und Hobbes entwickelten, so auch die zielgebende politische Lehre jener Zeit (die das mechanische Bild schon an ihrem Namen erkennen läßt) die Idee des europäischen »Gleichgewichtes«, so auch die deistische Religionslehre, die Gott zu einem allgewaltigen Ingenieur und Mechaniker machte, so auch die klassische Nationalökonomie mit ihrer Lehre von der »Harmonie der Interessen«. Als ein zweites Motiv der Ausbildung jener neuen mechanischen Idee von der Seele, begann schon Dilthey jenes zu erkennen, das neuerdings Henri Bergson mit Recht in den Vordergrund gestellt hat: Ein *solches* Bild der Seele zu gewinnen, das diese Seele durch die Mittel der Disziplin, der Erziehung, der staatlichen Tätigkeit und der Politik in analoger Weise *beherrschbar* macht, wie die mechanische Naturansicht die Natur. Schon in den venezianischen Gesandtschaftsberichten bricht jene neue Objektivierung des Menschen und jene Zerlegung seiner Seele in ein »Bündel« von Vorstellungen und Trieben durch, welche die Punkte aufdeckt, an denen er zu gewünschten Handlungen bestimmbar wird. Und es ist naturgemäß nicht das intime, unsagbare individuelle Ich, sondern der Mensch *en masse*, der hier zuerst vor das Auge des Geistes tritt. Diese beherrschbare Oberflächenschicht der Seele aber, auf der allein die sog. Assoziationsgesetze regieren, für den Wesensgehalt ihrer Erlebnisse zu nehmen und das Bild einer Assoziationsmaschine mit dem seelischen Sein gleichzusetzen, das blieb erst der englischen Assoziationspsychologie der Hartley, Priestley, Hume bis zu den Mills vorbehalten. Überall folgt hier die mechanistische Metaphysik, sowohl angesichts der Natur als der Seele *demselben* Grundmotiv: Ein *symbolisches* Bild, das nur die möglichen Angriffspunkte zur Bearbeitung und Umformung des Seins — geschaffen aus dem arbeitsdurstigen Geiste des modernen Bürgers — wiedergibt mit diesem *Sein* selbst und seinem *Gehalte* gleichzusetzen. Ein drittes Motiv für die Ausbildung dieses Seelenbildes endlich war,

die von den physiologischen Prozessen noch abhängigen Seelenvorgänge zu studieren, an sich ein schönes und notwendiges Beginnen. Aber indem man von den zwei Axiomen ausging, daß diese Prozesse selbst mechanisch erklärbar seien und daß jeder Veränderung im seelischen Leben auch eine physiologische parallel gehe, suchte man nicht Maß und Art dieser Abhängigkeit objektiv zu bestimmen, sondern unterschlug der erwünschten Konstruktion zu liebe das Eigenleben und die Eigengesetzlichkeit aller höheren geistigen Funktionen oder deutete sie solange um, bis sie als mögliche »Begleiterscheinungen mechanischer Prozesse« erscheinen konnten.

Die historische Aufdeckung dieser Zusammenhänge seitens Dilthey war von selbst auch eine Kritik der heute noch vorhandenen Psychologie nach »naturwissenschaftlicher Methode«. Und erst durch sie schuf sich Dilthey freie Bahn für seine Forderung einer dem Erleben, seinen Einheiten und Zusammenhängen selbst nachgehenden deskriptiven und zergliedernden Psychologie, die er für die Grundlage der Geisteswissenschaften hielt.

Was er selbst darin geleistet und wie er in seinen groß angelegten historischen Arbeiten zur Romantik, in seinem wunderbar feinfühligen Eindringen in die Zusammenhänge von Erlebnis und Dichtung, in seinen plastischen glanzvollen Bildern der Dichter und großen Historiker, die er noch in seinen letzten Jahren entwarf, die Arbeit fruchtbar machte, ist hier nicht zu sagen.

4.

Der Name Bergson durchtönt gegenwärtig in so aufdringlich lauter Weise die Kulturwelt, daß die Eigentümer feinerer Ohren zweifelnd fragen mögen, ob man wohl solchen Philosophen lesen soll. Denn mehr wie je muß heute der Beifall der Bildungs- und Literatenmasse den Weisen erröten machen. Dann mögen sich jene Feinohrigen sagen lassen, daß man Bergson trotzdem lesen soll. Er hat etwas zu sagen.

Wir gehören nicht zu denen, die, sei es in der Methode dieses Philosophen, sei es in seinen Theorien und Resultaten, einen endgültigen Erwerb der Philosophie zu sehen vermögen. Seine Methode der »Intuition« ist so persönlich, so von der eigenartigen künst-

lerischen Bildkkraft seines Geistes abhängig, daß er wohl Jünger und Affen, keinesfalls aber Schüler zu haben vermag. Seine zentralste Lehre von der »temps durée ‹reinen Dauer› wird den Tiefen des Zeitproblems nicht gerecht und stammelt etwas, was nicht nur der Verstand nicht denken ‹dies liegt ja sogar in der Konsequenz der Lehre selbst› sondern auch die Anschauung nicht zu erfüllen vermag. Was er in seinem ersten Werke »Sur le donné immediat« über die Größenlosigkeit und Unmeßbarkeit seelischer Tatsachen, über die Natur von Größe, Intensität, Zahl, Raum, Kausalität aufzuweisen sucht, insbesondere die Thesen, es sei der Raum das einzige homogene Milieu und es gäbe Größe und Zahl nur auf Grund seiner Anschauung, muß bei dem heutigen Stande der Philosophie der Mathematik als antiquirt erscheinen. Seine Lehre gar, es sei auch der Gehalt der ganzen reinen Logik ‹im Unterschied von der sogen. transzendentalen Kants›, ja selbst das Prinzip der Identität vom Dasein fester Dinge abhängig und nur auf sie anwendbar, diese selbst aber seien nur Ergebnisse einer Tätigkeit des Teilens, welche ein von Lebensbedürfnissen erzeugter Verstand an einem Continuum fliehender Qualitätsänderungen vornehme, stellt wohl den Gipfelpunkt eines misologischen Psychologismus dar, der für die deutsche Philosophie als erledigt gelten kann. Was er über die »perception du changement« und über die in der »Bewegungserscheinung« liegenden Anschauungsfaktoren vorträgt, verhält sich zu dem, was die durch Husserl angebahnte phänomenologische Methode hier faktisch zu eruieren vermag und zum Teil eruiert hat, wie eine oberflächliche al fresco Zeichnung zu einem Werk subtiler Radierkunst. Tausenderlei ähnliches wäre hier noch zu nennen.

Bergsons wahrhafte Größe liegt auf einem anderen Boden. Sie liegt in der Macht, mit der er die Haltung des Menschen zur Welt und zur Seele in eine neue, von der Grundrichtung alles spezifisch neuzeitlichen Denkens abweichende Richtung zu drängen wußte, und sie liegt in der neuartigen Anordnung und Verschlingung, die vermöge dieser neuen Grundhaltung die gesamte philosophische Problematik gewann. Es ist endlich in allen Grundfragen der Philosophie die richtige Umteilung der Beweislasten ‹des „onus probandi›, die er durch seine neue Haltung fast erzwang.

Die neue Haltung mag zunächst vag genug emotional als ein Sichhingeben an den Anschauungsgehalt der Dinge, als die Bewegung eines tiefen Vertrauens in die Unumstößlichkeit alles schlicht und evident Gegebenen, als mutiges Sichselbstloslassen in der Anschauung und in der liebenden Bewegung zu der Welt in ihrer Angeschautheit bezeichnet werden. Diese Philosophie hat zur Welt die Geste der offenen, aufweisenden Hand, des frei und groß sich aufschlagenden Auges. Das ist nicht der blinzelnde, kritische Blick, den Descartes — mit dem universellen Zweifel beginnend — auf die Dinge wirft, nicht Kants Auge, aus dem der Geistesstrahl so entfremdet wie aus einer »anderen« Welt und so herrschaftlich auf die Dinge fällt und sie durchbohrt. Der Mensch, der hier philosophiert, hat weder die Angst, welche moderne Rechenhaftigkeit und den Berechnungswillen der Dinge gebiert, noch die stolze Souvernität des »denkenden Rohres«, die in Descartes und Kant Urquell — das emotionale Apriori — aller Theorien ist. Vielmehr umspült ihn bis in seine geistige Wurzel hinein der Strom des Seins wie ein selbstverständliches und schon als Seins-Strom selbst — von allem Inhalt abgesehen — wohltätiges Element. Nicht Beherrschung, Organisation, Bestimmung und Fixierung, sondern die Bewegung der Sympathie, des Daseingönnens, des Grußes an das Steigen der Fülle, in dem dem hingegebenen Blick die Inhalte der Welt allem menschlichen Verstandeszugriff immer neu sich entwinden und die Begriffe überfließen, durchseelen hier jeden Gedanken. Die wahre Welt ist sicher nicht einfacher als die unserer natürlichen Anschauung. Sie ist mannigfaltiger und reicher als sie.

Schon der Begriff der »Philosophie« und Bergsons Lehre von Sein, Erkenntnis und Wahrheit entspricht dieser neuen Einstellung. Philosophie ist nicht »science.« »Science« ⟨die Franzosen meinen ohne Beifügung mit diesem Namen allein Mathematik und exakte Wissenschaft, also nie Biologie und Geschichte⟩ betrachtet die Welt »wie einen Feind«, wie etwas zu Bewältigendes. Philosophie als Gegenstand einer möglichen Vermählung in Anschauung und Liebe. »Wissenschaft« arbeitet nach den apriorischen Modellen des Verstandes, Philosophie »nach Maß«, in dem sie den natürlichen Konturen der Dinge zu folgen sucht. »Science« wird uns geben die Bequemlichkeit und das

Vergnügen, Philosophie aber — die Freude. Philosophie ist jene Erkenntnis, die zu dem puren Gegebenen fortschreitet — so wie es in sich selbst ist, bevor es in die es umgestaltende modelnde Menschenerfahrung eingeht. Ihre Erkenntnis ist eben darum Erkenntnis des absoluten Seins und Werdens alles Werdenden, auch des Werdens noch in der Sphäre des Gewordenen. Sie geht auf das Unwichtigste der Welt, auf die pure Wahrheit. Wissenschaft hingegen ist Erkenntnis des Seins und des Gewordenen ⟨auch des Werdens noch als eines aus lauter kleinen Gewordenheiten zusammengesetzten⟩, sofern und soweit dieses Sein zu gewissen Gruppen fester, vorgelegter Relationen und Schemata, welche die Strukturgesetze menschlicher Arbeitsantriebe darstellen, mögliche Anschauungserfüllungen bietet. Auch die »wissenschaftliche Tatsache« ist ihrem Wesen nach ein nach diesen Relationszusammenhängen aus der Totalität des Seins Ausgewähltes. Sie enthält immer schon den Anfang einer Theorie. Unser »Verstand — hierin steckt eine von Bergsons materiellen Zentralhypothesen — ist ein durch das Leben und seine Entwicklung gebildetes System von Selektionsfaktren, welches die andrängende Fülle des Seins, der Qualitäten und des unendlich mannigfaltigen heterogenen Werdens der wahren Welt nur in solchen Grenzen und Einheiten uns zur Gegebenheit kommen läßt, als das Eintretende Ansatzpunkte für unser beherrschendes und lenkendes mögliches Handeln auf die Welt zu bilden vermag. Alle Wissenschaft hat einen pragmatischen Einschlag. Unser Aktionssystem ist die Grundlage und das Urbild auch unseres Intelligenzsystems. Erst der Wille zur Lenkung der Welt hat zur Folge, daß sie uns in Einheiten von »Dingen« und »Vorgängen«, gegliedert in ein Schema möglicher Teilbarkeit, den homogenen Raum, zerfallen, daß es mit wiederkehrendem Identischen auch Kausalität und Gesetz und damit Berechenbares und Mechanisches in ihr gibt. Ein »purer Geist« aber würde diese Auswahlstrukturen unserer Organisation unter sich sehen. Er würde, indem er die Strukturen selbst noch zum Inhalt einer puren Betrachtung macht nicht in ihnen und nach ihnen denken, sondern über sie. Ihm wäre jedes feste dingliche Sein in eine Fülle qualitativer Werdensströme aufgelöst, in eine unendlich mannigfaltige, fliehende Gesamt-Realität — ähnlich jener, die wir

im freien Strömenlassen unseres inneren Lebens erleben. Hier wäre nichts teilbar, nichts additiv »verknüpft«, nichts auseinander, sondern Alles wäre in Allem tätig. Faraday hat auf Grund seiner Vorstellung von den Kraftlinien, durch die er sich die von ihm beobachteten elektrischen Erscheinungen verständlich zu machen suchte, ein so geartetes Naturbild entwickelt: In dem es wahr ward, daß »Alles in Allem wirkt und lebt«. Was Bergson so als das philosophische Erkenntnisideal bezeichnet, ist oft mißverstanden worden. So hat man gesagt, das hiernach die ganz passive Hingabe an die »Empfindungswelt«, an den Strom der Eindrücke, wie sie im ermüdeten Zustand nach einer durchwachten Nacht oder im sogenannten »Dösen« stattfindet, uns mit dem Wesen der Dinge verbinden solle. Dies ist nur der alte, wohlbekannte Einwurf, der von den durch die Erdenarbeit hypnotisch gefesselten Geistern dem Mystiker stets gemacht worden ist. Da ihre Art der Anspannung des Willens dem Mystiker fehlt, muß ihnen das mystische Verhalten als »passiv«, »untätig«, »faul«, »verträumt« usw. erscheinen. Aber hierbei ist vergessen, daß gerade die volle Entspannung alles, auch des triebhaften automatischen Strebens, die Zurückhaltung alles und gerade des unwillkürlichen Beziehens der Erscheinungen auf unser Wohl und Wehe, auf ihre mögliche Bedeutung als Handlungssignale für uns, Sache der denkbar intensivsten geistigen Anstrengung und Übung ist — so sie gelingen soll, daß sie also so wenig eine Art Dösen darstellt, daß sie im Gegenteil die intensivste Konzentration des Geistes in der Hingabe an das pure Was der Erscheinungen voraussetzt. Nur das Merkmal der äußeren Untätigkeit und der Ausschaltung der gewöhnlichen Willkür- und Urteilsakte hat die von Bergson beschriebene Haltung der »Intuition« mit dem des Dösens — allerdings gemein. In jeder anderen Hinsicht bilden beide gerade den polarsten Gegensatz, den es zwischen Erkenntnishaltungen überhaupt gibt. Für den indischen Fakir ist die steigende Übung im Willkürlichmachen von normal automatischen Bewegungen ⟨Atmen, Herzschlag usw.⟩ ein notwendiger Bestandteil, eine technische Vorbedingung zur Erreichung der Geisteshaltung, in der er sich dem Wesen der Dinge nahe glaubt. Eben um die automatische Strebenstätigkeit zurückzuhalten, muß er auch sie willkürlich machen. Es ist eine im Fortgang des Weges zu der von Bergson

gemeinten Geisteshaltung immer tiefere, zentralere und geistigere Tätigkeit, die successiv die Schichten des Strebens, angefangen von den willkürlicheren bis zu den untersten automatischen triebhaften Impulsen — denen sich der Dösende oder der, der »sich gehen läßt« gerade hingibt — zur Entspannung bringt. Und diese »schmerzhafte Anstrengung«, an die Bergson ausdrücklich das Schauen seiner durée z. B. geknüpft sein läßt, ist nötig eben darum, weil gerade der normale Zustand einer nicht besonders aktiv gerichteten Wahrnehmung der Welt, der Zustand, in dem wir ohne besondere Akte der Aufmerksamkeit, des Denkens usw. leben, gerade ein ganz und gar durch automatische Triebbewegungen geleiteter ist. Nicht also vor, sondern nach der Stufe energischer Denkbetätigung, wie sie der wissenschaftliche Forscher ausübt, liegt das, was Bergson »Intuition« nennt, nicht vor, sondern nach der Analyse der Erscheinungen ist ihre Stelle. Führt schon das Denken über die durch den unteren Triebautomatismus mit gelenkte Auslese hinaus, die uns einige Punkte und Fetzchen des Werdensstromes zu sogenannten »Empfindungen« werden läßt, so soll die Intuition nicht etwa auf jene praelogische Stufe zurückkehren, sondern im Gegenteil auch über sie hinausschreiten und das reine Bild des Alls wiederherstellen, das in einzelne Empfindungen und deren Ergänzung durch Begriffe und logische Beziehungen zerrissen ward. Diese »Intuition« ist daher gleichzeitig ein Zusammen- und Ineinanderschauen der Resultate der Analyse — nicht also ein voranalytisches Verhalten. Die Philosophie soll daher nach Bergson weder die Realität konstruieren ‹nach Art der rationalistischen Metaphysik› noch sich bei dem Tatbestand der natürlichen Weltanschauung und der in ihren Linien und Formen bis zum Mechanismus fortschreitenden Wissenschaft begnügen, um nur deren »Voraussetzungen« regressiv aufzuweisen, sondern sie soll durch »Intuition« das All rekonstruieren, indem sie steigend mit ihm eben dadurch unmittelbaren Erlebniskontakt gewinnt, daß sie die Formen und Schematas zerbricht, die ihm den Charakter eines bloßen Menschenmilieu verleihen.

Doch was versichert, was garantiert dem Philosophen, daß er in der Intuition das Sein selbst berührt und im Arme hält? Hier liegt

vielleicht der entscheidendste Drehpunkt, den die Philosophie des Lebens gegen alle »kritische Philosophie«, allen »Kritizismus« vollzieht. Wie sie die Gegebenheit des Seins selbst der Wahrheit des Urteils mit vollem Bewußtsein voranstellt, so auch die Evidenz im Haben des Seins, im erlebten Daseinskontakt mit der Realität allen Fragen nach sogenannten »Kriterien« oder »Geltungen«. Wie groß die Bedeutung der Kriteriumsfragen auf allen Gebieten der Erkenntnis, des Handelns und künstlerischen Bildens auch sei — sie sind abgeleitet und sind niemals »Bedingungen« für die ächte Objektivität, sei es des Seins, sei es der Werte. Erst da beginnt der mögliche Sinn der Frage, nach einem Kriterium ⟨z. B., ob ich ein »Wirkliches« erkenne oder nicht, ob dieser Mensch gut oder schlecht, ob diese Religion wahr oder falsch, ob dieses Kunstwerk wertvoll oder nicht wertvoll ist⟩, wo die volle Evidenz in dem Selbstdasein des Gefragten nicht vorhanden ist, also das Fehlen einer Evidenz bezüglich des Gegenstandes selbst noch Inhalt einer evidenten Bewußtseinsintention ist. Jede Kriteriumsfrage erfolgt im Bewußtsein des mangelnden Sachkontaktes. Sie ist stets die Frage der Nichtbesitzenden, der Außenstehenden, derer, die nicht Mut oder Kraft haben ⟨und sich dieses Mangels wie leise immer bewußt sind⟩, sich mit einer Sache selbst zu vermählen. Eben darum setzt nicht nur die Aufstellung, sondern schon der Sinn des Begriffes »Kriterium« irgendwo Evidenz im lebendigen Sachkontakt voraus und alle Kriterien für Wahrheit, Recht, für Schön-häßlich sind nur nachträgliche Abstraktionen von dem, was denen selbst gegeben war, die im Besitze solcher Sachen lebten. Es sind immer nur die Anderen, die ewig »Anderen«, die sich im Bewußtsein ihrer Geschiedenheit vom Sein und Wert an die »Zeichen und Wunder« der »Kriterien« halten müssen. Eine Philosophie, die prinzipiell die Kriteriumsfrage, die »Rechtsfrage« — wie Kant sagt — der Evidenz im erlebenden Haben der Dinge voranstellt, macht daher nur die Geisteshaltung der Unzulänglichen und sich also Selbstwissenden, macht die Haltung der Türhüter der Dinge zur ursprünglichen und alleinberechtigten Geisteshaltung überhaupt — während alle echte Philosophie der Gast ist, der jegliche offene Türe zu den Dingen benutzt, um sie selbstschauend zu ergreifen. Der Wachende

weiß auch, daß er wacht und er weiß auch, daß er zuweilen träumt und was er träumt, seine Welt umschließt noch die des Traumes, nur der Träumende weiß nicht, daß er träumt und hält sich für wachend. Seine Welt umfaßt nicht die des Wachens. Nur der Träumende, nicht der Wachende bedarf eines »Kriteriums« für Traum und Wachen. Die Wahrheit im Sinne der »Einsicht« ist etwas, was mit den Dingen auch sich selbst noch beleuchtet. Sie ist nach Spinozas tiefsinnigem Worte »Zeichen ihrer selbst und des Falschen.«

Eben damit ist auch das Problem der Wahrnehmung und der Transzendenz, der inneren wie der äußeren prinzipiell umgestellt. Jede Frage: »Wie kommt das Bewußtsein zur Wirklichkeit, durch welche »Objektivierungsakte« oder »Schlüsse« etc. überschreitet der Geist den bloßen Inhalt des Bewußtseins«, wird nun als falsch gestellt aufgewiesen. Nach Bergson leben wir in der »puren« Wahrnehmung, als dem Kerne des komplexen Gebildes jeder normalen Wahrnehmung in den Sachen selbst, und analog im puren Erinnern im Sein der Vergangenheit selbst im »puren« Erwarten in der »Zukunft« selbst — und das ist vielmehr die Frage: Wie beschränkt und zerteilt sich das, was uns so als Ganzheit in allen möglichen, genau zu eruierenden Stufen der Gegebenheit vorliegt, zu unserem durchbrochenen »Bewußtseinsinhalt«? Wie optiert die Seinsfülle ein bestimmtes Ich, dem sie »bewußt« ist? Wie und durch welche mannigfaltigen Faktoren zerfällt uns das Ganze der Körperwelt und der Seele in Teile, Seitenansichten, in Sehdinge, Hördinge usw. schließlich in die besonderen Gehalte der Sinnesfunktionen und die in sie einschmelzenden »sensations« des Leibes, wie das einheitliche, unteilbare Leben der Seele in besondere »Vorstellungen« und »Vorgänge«, die wir dann mit Bändern der Assoziation oder »synthetischer Tätigkeiten« verbinden? Das prinzipielle Resultat der eindringenden Untersuchung in seinem Buche »Matière et mémoire« ist von dem Gedanken beherrscht, daß die Struktur unserer Wahrnehmungs- und Erinnerungswelt streng den möglichen Handlungen und motorischen Reaktionen entspricht, welche wir jeweilig auf die Welt vollziehen können, ohne sie faktisch zu vollziehen — d. h. genau der Stufe der in der organischen Reihe zunehmenden »Freiheit« der Lebewesen von dem nach unmittelbarem Raum und Zeit-

kontakt erfolgenden, naturgesetzlichen Wirkungsaustausch der Körper der Umgebung untereinander und mit dem Körper des Lebewesens. Eine »Wahrnehmung« ist nicht etwas, was zu den Dingen als »Bild« im Wahrnehmenden hinzutritt, sondern sie besteht in einer jeweilig zweckmäßigen Beschränkung und Verdunkelung der Weltfülle selbst auf solche Konturen, Schnitte und Punkte der Welt, die für die mögliche praktische Reaktion des Leibes auf die Welt Wert und Wichtigkeit besitzen. Die Wahrnehmung ist insofern eine Art »Frage« an unsere Kraft, in einer besonderen Richtung zu handeln. Alle besonderen Eigenschaften der normalen Wahrnehmungsgehalte, ihren Wesens- nicht Gradunterschied von dem Gehalt der »Vorstellung«, ihre Durchtränktheit von Erinnerungen, ihre räumlichen und zeitlichen Bestimmtheiten, ihren perspektivischen Charakter, ihre mannigfaltigen pathologischen Veränderungen und die analoge Bestimmtheiten der Erinnerung, meint Bergson, aus dieser Voraussetzung verständlich machen zu können. Interesse und Aktionsrichtung sind daher nichts, was zur fertigen normalen Wahrnehmung und Erinnerung hinzuträte, als wären die letzteren von Hause aus rein spekulativer Natur und als wären die Sinne in der Entwicklung des Lebens zum Zwecke »reiner Erkenntnis« entstanden und nicht um »Freund« und »Feind« zu erspähen: Vielmehr beherrschen sie von vornherein den möglichen Spielraum dessen, was jeweilig zur Wahrnehmung und Erinnerung gelangt. Das Zustandekommen jeder einfachsten sinnlichen Perzeption ist bereits an eine motorisch-triebmäßige Reaktion auf die percipierte Sache geknüpft, das Zustandekommen der Erinnerung und die Auswahl der Bilder aber an deren Verwendbarkeit bei der jeweilig vorhandenen Aufgabe und Tätigkeitshaltung des Organismus. Die Entwicklung der Sinnesfunktionen folgt in der Gattungsentfaltung genau den Veränderungen im Aktionssystem der Arten als abhängige Variabele. Nur worauf es auch zu reagieren vermag, wird sich für ein Wesen auch perzeptiv darstellen. Die eigenartige Stellung des »Menschen« in der Lebewelt ist darin gegründet, daß auf dieser Stufe des Lebens zuerst eine Art Umkehr des Verhältnisses von Geist und Leben beginnt. Vorher ganz an die Richtungen der Lebensbedürfnisse geschmiedet und durch sie in einzelne Strahlen zerlegt, die nur die nötigen Schritte des Organismus hell machen,

tritt in Menschen ein freier Überschuß des Geistes über die Lebensnotdurft hervor und damit eine mögliche Entwindung des Geistes aus den eisernen Klammern der Milieustruktur und des ihr entsprechenden Kategoriensystems zu einem freien Blick in das All der Welt selbst. Analoges setzt sich in der Geschichte des Menschen fort. Der gesamte Mechanismus unserer Arbeitszivilisation und dessen soziale Organisation sowie das ihm genau entsprechende theoretische Weltbild der mechanischen Naturansicht und der Assoziationspsychologie, gewinnen von dieser Grundbestimmung Bergsons für ihn einen neuen Sinn, ein neues Recht, aber auch eine neue Schranke. Die Arbeitszivilisation enthält nicht die positiven Kulturwerte unseres Lebens, die Rechtsregeln jener Organisation nicht das positive Ethos, jenes mechanische Bild von Natur und Seele nicht das wahre Ansich der Welt. Sie sind vielmehr alle zusammen lediglich dienstleistend für die successive Befreiung des Geistes zur Anschauung und Liebe Gottes und der Welt. Jedes Fortrücken der technischen Zivilisation, der Rechtsbildungen und der sozialen Organisationen bestimmt nicht eindeutig die Gestaltung der geistigen Kultur, wie der historische Materialismus und Rationalismus meint. Wohl aber schaffen sie ein System neuer Durchbruchstellen für den stets andrängenden schöpferischen Geist und seine neuen Inhalte, Werte, und Bildungen, die als ein von der Gestaltung der Technik, des Rechts und der Wissenschaft Unableitbares, Neues und Unvorhersehbares schöpferisch ins Dasein treten. Problemverschlingungen ganz eigener und oft fragwürdiger Art ergeben sich aus diesen Grundbestimmungen von Aktion und Wahrnehmung. Der Unterschied von Körper und Seele gewinnt einen Zusammenhang mit dem von Wahrnehmung und Erinnerung. Die pure Wahrnehmung, die mit dem Sein der Körper zusammenfiele, ist nach Bergson streng instantan zu denken. Ihn ihr kann nichts »dauern« und nichts eine Geschichte haben. Die Inhalte sind in ihr rein räumlich geordnet — so daß bloße Natur im Grunde — ähnlich wie bei Descartes — in jedem Augenblick neu entsteht und vergeht. Sie enthält ursprünglich nichts von »Zeit«, sondern nur »gleichzeitige« Inhalte, die in funktionellen Abhängigkeiten geometrischer Art stehen. Für Bergson muß man schon in der Mechanik nicht nur die Zeitmaße auf Raummaße

⟨z. B. den wechselnden Winkel der Erdachse zu verschiedenen Zeiten⟩ zurückführen, sondern die sogenannte homogene Zeit selbst ist im Grunde gar keine ächte »Zeit«, sondern nur ein Symbol ⟨zwecks eindeutigen Vergleiches⟩ für zählbare Gleichzeitigkeiten. Das Scheinbild einer »homogenen Zeit« soll erst dadurch erstehen, daß wir die ächte Zeit, die Temps durée, die wir allein erinnerlich und seelisch im Wachstum unseres unumkehrbaren Lebens zur Anschauung bekommen, fälschlich mit dem Außereinander des Raumes zur Vermischung eines Scheinbildes bringen. Dies geschieht dadurch, daß die Erinnerung eine Mehrheit »purer« Wahrnehmungsinhalte zu einer so innigen Synthese und in eine so innige Kontinuität bringt, daß wir vermeinen, schon durch bloße Wahrnehmung einen dauernden zeithaltigen Gegenstand vor uns zu haben. Schon die einfachen, sich scharf von einander abhebenden Sinnesqualitäten der Farben, Töne usw. sollen durch solche Verschmelzungen von nicht völlig homogenen Bewegungen entstanden sein; erst recht alle Vorstellungen stabiler »Dinge«, »Eigenschaften«, »Vorgänge«. So erscheint alle »Dauer« in der Natur und alle Erscheinung von »Bewegung« in ihr schon als eine fälschliche Projektion der wahren Zeit, die sich allein in und durch Erinnerung konstituiert, in die Sphäre des Raumes. Faktisch ist die Natur ohne Dauer — das Bestandlose κατ' ἐξοχήν — faktisch ist die Bewegung des Physikers nur der Inbegriff der gedachten Hindernisse der Bewegung oder des Beweglichen in der Bewegung. Sie ist nur die zerlegte räumliche Strecke, die »Bahn«, deren Punkte verschiedenen Phasen der wahren »temps durée« unseres inneren Lebens zugeordnet sind. Nur darum, weil der Physiker die Bewegungserscheinung ihres Kernes, des in ihr enthaltenen Elementes von Tendenz, Dynamis und »Übergang« vom Orte A zu B beraubt und nur das tote unbewegliche Bild ihrer Spur und die Abhängigkeitsbeziehungen solcher Spurenbilder vor Augen hat, kommt es zu dem für die Mechanik gültigen Satz von der Relativität der Bewegung und zur »Definition ihrer als bloßem Ortswechsel eines Identischen«. Die wahre Bewegungsidee hat ihr Urbild im erlebten Bewegen unserer Organe, d. h. innerhalb der vitalpsychischen Sphäre. Diese echte »Bewegung«, ist »absolut« und mehr der unumkehrbare Wandel eines Zustandes als Ortsvariation.

An dieser gefährlichen Stelle wird Bergsons Philosophie nicht nur Mystik, sondern sehr fragwürdige psychologistische Mystik. Das psychologische Sein und Werden gewinnt hier nicht nur einen Umfang, der auch das »Leben« in sich aufnimmt, sondern es erscheint wie ein Tor in das Wesen der Dinge selbst, in die geheime Werkstätte alles und jedes Werdens überhaupt. Die »Natur« verliert hier ihr selbständiges und eigenherrliches Sein und gewinnt den an orientalische Sündenfallskosmogenien gemahnenden Charakter einer bloßen »Entspannung der Seele«, einer Dissoziation und Desorganisation ihrer konzentrierten Einheit und ursprünglichen Freiheit. Überall verfällt hier Bergson der weitverbreiteten Täuschung, die psychische Tatsache für »unmittelbarer« gegeben zu halten wie die psychische Erscheinung, es gelingt ihm nicht, das tote psychische Faktum von den Akten des Geistes abzuscheiden, die beider Tatsachenbereiche, der physischen und seelischen, notwendige Korrellate sind. So tief und für jede Fortbildung einer Philosophie des Lebens grundlegend seine Scheidung von »gelebtem Leben« und dem »Erleben des Lebens« ist, so unabhängig muß sie doch von der Verschiedenheit des »Psychischen« und »Physischen« gehalten werden, so unabhängig auch von der Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft. Auch die Natur ist uns unmittelbar im Erleben ihrer Bewegungen und Kräfte gegeben und auch sie hat — trotz Kants bekanntem Spott — ihre »Tiefe«, in die noch etwas anderes dringt als »mathematische Zergliederung der Erscheinungen«. Und andererseits hat, wie die mechanische Naturansicht auch die von Bergson schlechthin vorworfene objektive Assoziationspsychologie ihr wohlbegründetes Recht, wenn sie sich nur begnügt, ein Bild zwecks möglicher Lenkbarmachung und Leitung der Seelen durch Einwirkung auf den Leib zu geben und nicht vermeint, ihr Wesen zu erkennen. Nicht notwendig mit diesen Irrtümern verflochten sind Bergsons Lehren vom Verhältnis des leiblichen Nervensystems und Gehirns zu den seelischen Prozessen. Gibt es »reine« Wahrnehmung und »reine« Erinnerung so hat es nicht nur keinen Sinn, diese mythisch als »Bilder« irgendwo im Gehirn zu lokalisieren, sondern auch keinen Sinn, jeder Variation der Inhalte der Wahrnehmung, der Erinnerung, des Fühlens und Wollens eine eindeutige Abhängigkeit von Verände-

rungen im Zentralorgan in dem Sinne zuzuschreiben, daß allen gleichen Elementarfaktoren der Inhalte auch gleiche Elementarfaktoren des physiologischen Geschehens parallelistisch entsprechen müßten. Da Erinnerung und Wahrnehmung ursprünglich ein Leben des Geistes in den Sachen selbst sind und nicht »Bilder« dieser, so haben die Nervenvorgänge mit ihren Endwirkungen in den Endstellen im Gehirn nur die Aufgabe, das Leben des Geistes für die möglichen Aktionen und Triebrichtungen des Leibes nach ihrer Verwendbarkeit auszuwählen und zu dissoziieren. Jede produzierende Bedeutung, ja auch jede eindeutig die Inhalte ihrem Was und Wesen nach bedingende Bedeutung fehlt ihnen. Wenn jemand einen Baum wahrnimmt, so fügt sich nach Bergson nicht an die Endstelle des sensorischen Reizprozesses im Gehirn irgendwie ein neues, durch den Gehirnvorgang bestimmtes psychisches Gebilde zeitlich an, vielmehr setzt sich der nervösgeleitete Reizvorgang in einen motorischen Impuls um, während aus der Umwelt, die der Perception stets als daseiend in allen Stufen der Vagheit mitgegeben ist, sich irgendeine Seitenansicht des Baumes selbst, aufleuchtend heraushebt und den Charakter eines »Lebhaftigkeitswertes« über Null gewinnt, ohne den es eine bewußte »Perzeption« nicht gibt. Analoges gilt für die Erinnerung, deren Inhalte gleichfalls unabhängig vom Dasein der Gehirnvorgänge sind. Das ist also allein eine zweckmäßig abgestufte Verdunkelung und Erhellung der Teile einer uns als Ganzes gegebenen Umwelt und unseres vergangenen Lebens, — genau korrespondierend den Regungen unserer Interessen, Bedürfnisse, Triebe und deren motorischen Begleiterscheinungen, welche Aufgabe und Leistung des Gehirns und Nervensystems sind. Die Vorgänge in ihnen zerteilen und verknüpfen unsere Bewegungsimpulse zu immer neuen Handlungen und diesen folgend zerteilt und verknüpft sich im Gegenstand der Gehalt unserer Wahrnehmung und Erinnerung. Nicht Assoziation, sondern Dissoziation ist so die eigentliche und alleinige Leistung des nervösen Systems. Fragen, wie die nach der Möglichkeit einer ursprünglichen gegenseitigen Beeinflussung der sinnlichen Funktionen, wie sie die Beobachtung feststellt ‹z. B. des Hörens einer Melodie durch gleichzeitiges Sehen einer Farbe usw.›, von der ursprünglichen ersten Verbindung eines Geschmackes süß

mit der Farbe weiß zur Einheit der Wahrnehmung eines Stückes Zucker, auf die uns die sensualistische Assoziationspsychologie ohne Antwort läßt, entfallen hierdurch als sinnlos.

Das geistige Individuum ist nach Bergson die strömende Totalmannigfaltigkeit eines ungeteilten und unteilbaren Lebens, in der nichts Gleiches wiederkehrt, da stets das Ganze des fortdauernden, in die Gegenwart hineinwirkend, erlebten vergangenen Lebens die Ursache des Kommenden ist. Da hier keine Ursache wiederkehrt, sondern jede nur einmal ihre Wirkung abgibt, so gibt es in diesem einheitlichen Leben keine Gesetzmäßigkeit und kein Voraussehen der Erscheinungen. Das Wesen des Geistes ist Neuschöpfung und Wachstum. Scheidungen, die wir an diesem Leben vollziehen, sind nur wechselnde points de vues dieser ungeteilten Einheit, deren individuelle Farbe und Regsamkeit in jedem ihrer Glieder mitgegenwärtig ist. Nur wenn man die, jene points de vue's bezeichnenden Wortsymbole zu vermeintlichen Teilen der seelischen Mannigfaltigkeit macht, ergibt sich die Vorstellung der Assoziationspsychologie, die Seele sei ein »Komplex von Vorstellungen, Empfindungen« usw. Und aus demselben Grunde entsteht dann auch die Lehre, sie sei eine Substanz, die über ihren Erlebnissen steht. Durch diese künstliche Hypothese soll die im Erleben des Rationalisten ihm selbst nicht zur Anschauung kommende Einheit wieder gewonnen werden. Von diesem ungeteilten Leben einer Seele eine Intuition zu gewinnen, das muß die Grundaufgabe jeder Erkenntnis der Seele sein und dieses Ziel muß alle Geisteswissenschaften und alle Geschichte leiten. Erst im Lichte dieser Intuition wird auch jede besondere Regung, Handlung, jegliches Werk und jeder Satz und Teil seiner voll verständlich, während keine Induktion an Einzelerlebnissen diese Einheit des Individuums zu restituieren vermag. Der Mensch, besonders der Mensch von heute — Bergson hört nicht auf, es zu wiederholen — ist ganz außerhalb seiner. Er weiß Nichts von Augustins »Noli foras ire, in te ipsum intra!« Die räumlichen Bilder und Symbole für Seelisches verstecken und verhüllen ihm die intime Einheit seiner Seele. Seine »soziale Figur« und das soziale Ich, das spricht und handelt, liegt wie eine undurchdringliche Hülle über der individuellen Regsamkeit seines wahren »intimen« Ich.

»Wenige wissen, wie schön ihre Seele ist« — sagt Plotinos in den Enneaden.

Das Individuum ist der Endpunkt der Richtung auf vollste dynamische Durchdringung aller seiner Erlebnisse, wie sie etwa vor einer entscheidenden Tat bei größter »Sammlung« gegenwärtig ist. In dieser Durchdringung seiner Erlebnisse, die verschiedene Niveaus der Spannung durchläuft, ist der Mensch »frei« indem er sich also erlebt, und in ihr allein ist er auch schöpferisch. In der Richtung des Aufgehens in seine Leibsensationen und in die Gesellschaft mit ihren Gesetzen psychischer Ansteckung wird es naturartig und nähert sich dem Bilde, das die Assoziationspsychologie und Soziologie vom Sein der Seele und der Geschichte überhaupt entwirft. Man bemerkt, wie sich hier Bergsons Ableitung der Assoziationspsychologie mit den historischen Aufdeckungen ihrer Ursprünge durch Dilthey ergänzt.

Wenn die methodische Umstellung der Philosophie auf die Herausarbeitung der Tatbestände des unmittelbaren Erlebens und die Horizonte, die sich für sie durch die Fortschritte der Biologie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eröffneten, lange berührungslos nebeneinander lagen, so war es der eingreifendste Schritt, den Bergson überhaupt gemacht hat, diese neue methodische Einstellung mit der neuen materialen Problematik des biologischen Lebensproblems zu verschmelzen. Was bei Nietzsche nur gelegentliches Aperçu war, wurde nun gestaltet und wuchs zu dem monumentalen Werke von Bergsons L'evolution créatrice zusammen, das uns kürzlich in einer ausgezeichneten Übersetzung durch Gertrud Kantorowicz auch in deutscher Sprache erschlossen wurde. ⟨Bei Eugen Diederichs, 1912.⟩

Wichtiger als die oft problematischen Resultate des Werkes ist die neue Problemstellung und -verschlingung. Sie geht von dem Grundgedanken aus: Alle Probleme der Biologie müssen aufs engste Hand in Hand mit der Erforschung der vitalen Bedeutung und des vitalen Ursprungs des Verstandes gestellt werden, dessen Hauptleistung die unsere gesamte Zivilisation tragende mechanische Ansicht von Natur und Seele und deren praktische Anwendung ist. Soll es überhaupt möglich sein, daß unser Geist sich der Bewegung und den Formen des stets werdenden Lebens anschmiege, so muß die Frage gehen,

ob eben jener Teil des Geistes, den wir Verstand nennen, überhaupt dazu befähigt ist. Sind die Kategorien dieses Verstandes, die Inbegriffe von Relationen, das Netz des Mechanismus, in die er in der Wissenschaft der toten Welt die Tatsachen der Beobachtung einfängt, ja sie erst zu wissenschaftlichen Tatsachen gestaltet, ganz oder zum Teil nur auf Grund von praktischen Reaktionen des Lebens auf seine Umwelt im Menschen geworden, so ist zu erwarten, daß diesem Teilgeschöpf des universellen Lebens innerhalb nur einer seiner Entwicklungsrichtungen das Leben selbst und damit auch sein eigener Urquell verschlossen und transzendent bleiben müsse. In diesem Falle müßten seine Kategorien und Handgriffe an der Eigennatur dieser Realität zersplittern — und nur ein anderer Weg, eine der Bewegungs- und Werdensart des Lebens selbst gleichsam kongeniale, flüssigere Bewegungsart des Geistes vermöchte der Entfaltung des Lebens auf seiner Entwicklungslinie nachzulaufen und sich ihr nachzuschwingen. Als Teilgebilde des einen Lebens, das wir sind, muß auch auf dem Quellpunkte unseres, des menschlichen Geistes eine Reihe von Spuren und Quellpunkten all der mannigfaltigen Formen des Bewußtseins noch vorhanden sein, die Leben überhaupt in seinen divergenten Entwicklungslinien in Pflanze und Tier gebildet hat, sie sind versteckt durch den Verstand, der das Tote berechnet, aber sie sind vielleicht zu wecken und mit ihm zur Einheit eines Totalbewußtseins zu verschmelzen, das »durch eine jähe Rückwendung gegen den Lebensstoß, den es hinter sich fühlt, von ihm eine, wenn auch dämmernde Totalansicht erlangen könnte.« So also muß Erkenntnistheorie und Lebenstheorie in Einem unternommen werden, und beide müssen sich gegenseitig in's Unendliche vorwärtstreiben. Gerade darin besteht das Neue dieser Problemstellung, daß Bergson mit äußerster Schärfe den Zirkel erkennt, der in den bisherigen Versuchen einer entwicklungsgeschichtlich-biologischen Ableitung der Intelligenz z. B. durch Herbert Spencer gelegen war, und den die deutschen Schüler Kants ⟨am klarsten Aloys Riehl⟩, dessen Lehre vom Apriori Spencer »überwunden« zu haben meinte, seit langem erkannt haben. Eine gattungsmäßig erworbene und vererbte Anpassung an den Naturmechanismus kann der Verstand darum nicht sein, da jener Mechanismus, den er hinter die Sinnes-

daten als reale Natur konstruiert, das ganze Gefüge seiner Grundrelationen bereits in sich enthält — die vermeintliche Ableitung des Verstandes also ihn immer schon voraussetzt. Spencer geht nicht dem Werden der Entwicklung auf den Tritten des Lebens selbst nach, sondern er zerlegt nur das Gewordene wie der Physiker die Bewegung in kleine Stücke und zeigt, wie man sich das Gewordene aus ihnen auf dieselbe Weise zusammengestellt denken kann, wie wir ein Werkzeug oder eine Maschine aus Teilen verfertigen — »denken« mit demselben Verstand, den er sich auf diese Weise aus einer mechanistischen Biologie und der Assoziationspsychologie abzuleiten einbildet. Nur eine gemeinsame Ableitung des Bildes von Materie, das die Wissenschaften des Toten entwickeln und des Verstandes — ein Zurückgehen also hinter den Gegensatz von Verstand und Natur, in deren Korrelation Kants Philosophie als vor einem Letzten stehen blieb, kann daher in Frage kommen. Sie erst wäre wahre Kosmogonie.

Von dieser neuartigen Problemestellung aus entwickelt Bergson ein großzügiges, freilich mehr künstlerisch empfundenes, als philosophisch gefestetes Gesamtgemälde vom Wesen und Gang des universellen Lebens, dem Sinne seiner Formen als Pflanze, Mensch, Tier, den Arten des Bewußtseins, die es als Dumpfheit, Instinkt und Verstand ausbildete, und beschließt das Werk mit einer Zusammenfassung dessen, was sich aus dem also Gewonnenen für die Bedeutung des Lebens ein Verhältnis zum Geist und Verstand und für den gemeinsamen Ursprung der Naturordnung und des Verstandes ergibt. Alles Eindringen in diese Gedankenwelt sei dem Leser überlassen. Alles von Bergson Vorgebrachte ist darauf gespannt, die eine Intuition vom »Elan vital« im Leser wachsen zu lassen, der einen und unteilbaren Schwungkraft, des schau- und fühlbaren dynamischen Stromes, der durch die Mittlerschaft der entwickelten Organismen, der Bindeglieder der Keime von Keimgeneration auf Keimgeneration hindurchläuft, sich am Toten brechend immer neu zerteilt, in immer neue Artschöpfungen aufwirbelt, bald wie verlaufen in ein Milieu und hypnotisiert von dem, was er sich aus der Fülle der Materie als seine momentane »Umgebung« selbst herausschnitt, dasteht und zu zagen scheint, bald zu neuen Eroberungen und Erschließungen des

Universums rennend, mit seinem Strömen wächst und schafft und alles Geschaffene wieder in sich zurücknimmt, um Neues zu schaffen. Kein Plan und kein Zweck, — Kategorien, die nur in menschlicher Arbeits- und Verstandesart wurzeln — aber auch kein Mechanismus vermögen das Tun und Wirken des riesigen helläugigen spielerischen Kindes, als das hier das »Leben« erscheint, je verstehen machen. Finalismus und Mechanistik zeigen beide nur auf verschiedene Art und Weise, wie man sich das Material des Elan vitale in Analogie zu einem arbeitenden Menschen, der Maschinen verfertigt, zusammensetzbar denken kann — niemals aber den dynamischen Antrieb seines Spieles selbst, das unter anderem auch Hand und Verstand aufgebaut hat. Aber so sehr jedes Zugmotiv, jeder Zweck fehlt, — die Einheit des Anstoßes, der hinter den divergenten Entwicklungen steht, wird in der Ähnlichkeit seiner Schöpfungen ‹z. B. des Mollusken- und Wirbeltierranges› bei toto coelo verschiedenartigen Unwelt- und Reizbedingungen sichtbar und ist uns in der vitalen Sympathie auch emotional gegenwärtig.

Es ist gewiß nur eine erste Kontur, ein erstmaliges Antippen der philosophischen Probleme der Biologie, auf die nun alle unsere Arbeit gestrafft sein muß, was Bergson in seinen geistvollen Entwicklungen vollzog. Die Früchte der durch Roux gewiesenen entwicklungsmechanischen Richtung wurden nicht gepflückt, die entwicklungstheoretische Betrachtung nimmt gegenüber jener vom Wesen des Lebens, seiner Form und Bewegung und deren morphogenetisches Werden eine viel zu bedeutende Rolle im Ganzen ein. Eine tiefere Lehre vom Tode und vom Sinn des Eros und der Geschlechtertrennung, suchen wir vergebens. Aber eine eminent fruchtbare Richtung der Nachforschung ist schon durch die neue Problemverschlingung zweifellos gewiesen.

Von leisen Anfängen der Umbildung der europäischen Weltanschauung und darum auch des Weltbegriffs ward hier zu berichten. Von nicht mehr als leisen Anfängen! Von der genaueren, strengeren — und deutscheren Art des Verfahrens, in der eine vom Er-leben der Wesensgehalte der Welt ausgehende Philosophie jüngst im »Jahrbuch für Philosophie und Phänomenologie« ‹H. Niemeyer, Halle 1913›

einige Früchte ihrer Arbeit kürzlich dargeboten hat, haben wir mit Absicht geschwiegen, ob zwar wir von ihr und auf ihrem Boden erst die volle Nutzung auch der großen Antriebe erhoffen, die Fr. Nietzsche, Dilthey und Bergson unserem Denken erteilt haben. Wir schwiegen, weil die Arbeit auf der in der Gruppe der Freunde der Phänomenologie gewählten Niveauhöhe zurzeit noch eines Maßes von Stille bedarf, die durch irgendein Echo unserer Rede aus der Öffentlichkeit nur vorzeitig unterbrochen werden könnte. Nicht auf einem, sondern auf sehr verschiedenen Niveaus des Bewußtseins aber wird sich die Umbildung der Weltanschauung vollziehen, die wir im Auge haben.

Das Eine aber wissen wir: Sie wird sein wie der erste Tritt eines jahrelang in einem dunklen Gefängnis Hausenden in einen blühenden Garten. Und dieses Gefängnis wird unser, durch einen auf das bloß Mechanische und Mechanisierbare gerichteten Verstand umgrenztes Menschenmilieu mit seiner Zivilisation sein. Und jener Garten wird sein — die bunte Welt Gottes, die wir — wenn auch noch weit in der Ferne — sich uns auftun und hell uns grüßen sehen. Und jener Gefangene wird sein — der europäische Mensch von heute und gestern, der seufzend und stöhnend unter den Lasten seiner eigenen Mechanismen einherschreitet und nur Erde im Blick und Schwere in den Gliedern seines Gottes und seiner Welt vergaß.

Max Scheler.

DIE ABENDSTUNDEN

I.

Wenn unser Haus, von Sommernacht besternt,
in blauem Feuer aufstrahlt tief nach innen,
schweigt unser Spiel und selige Minuten rinnen
in denen man sich inniger empfinden lernt.

Gewappnet steht im Blau das Silberheer
und unter den entflammten Feuersträhnen
wühlt tiefes Dunkel schwarze Angstmoränen.
Wie ein verhaltner Horcher staunt das Meer.

Und wenn des Meeres Rauschgesang auch schweigt:
Durch das geheimnisvolle Dunkel singen
die Pulse unsres Bluts, daß alles Klingen
verweht und stille sich der Nahmusik verneigt.

II.

Wird unser Leben so wie das vergrämter Greise sein,
geschwächt von Bürden, die wir durch die Jahre tragen
und daß wir Abends uns wie Kinder fromm den Nachtgruß sagen
bestrahlt von Lampenkreis und Ofenschein?

Und werden nicht die Augen lieber Möbel uns
fremd anstarrn wenn wir von der Truhe her zum Kleiderkasten
und bis ans Fenster uns von Wand zu Wand hintasten
und dann in Ledersessel fallen müden Munds?

Nun jeder Schritt und jedes Wort ganz deutlich spricht
daß alle Jugend schwand aus den bereiften Tagen,
soll unsre Seele noch mit Würde das Verhängnis tragen,
denn in den Spiegeln unsrer Blicke wird sich doch das Licht

das Licht der Frühe, das dem Dunkel folgt im Kreis,
klar spiegeln und die Welt erstrahlen lassen,
der wir uns weihn und die wir einmal fassen
wie ein damastnes Buch, das um das Allerletzte weiß.

III.

Wandert am weiß verschneiten Himmel das Gestirn
in kurzen Pausen und gefühllos wie erfroren,
klingt mir dein Name voll herauf wie neugeboren,
indessen Uhrwerks Hall zerschellt an der Gezeiten Firn.

Dein Name schaukelt wie ein Boot durch meiner Rede Fluß,
das Herz tut ihm sich auf wie ein geruhesamer Hafen,
bis es mich trifft, wie mich noch niemals Worte trafen
und die ich niemals trank wie Wein und Bruderkuß.

Ob Morgensonne prunkt, ob Mondblau glänzt:
ich muß den Namen stündlich neu ausdenken
und will ihn noch der letzten leichten Stunde schenken,
die mein gebrochenes Aug mit Schlafmohn weiß bekränzt.

IV.

O sanftes Streicheln deiner Schmeichelhände,
das alle Härten meines Stirnbeins glätten will,
erstaun ich auf, huscht schon der Abend über Purpurwände
und meine Bürde sinkt und mein Gemurr wird still.

Du willst nicht, daß ich welk wie Herbstlaub werde,
wie tausend andere, die schon im Dunkel stehn
und noch im Altern giern um Ruhm der Erde
oder von diesem angewidert sich gemeinen Tod erflehn.

O, wenn sich deine Arme weich um meinen Nacken schlingen:
was ist mir Zeit und alles was sich darum rankt!
Mit einer Lüge suchst du meine Seele einzusingen,
die Seele, die dir das verzeiht und ewig dankt.

Und doch weiß ich genau wie alles einst wird enden
in einer Nacht, die Hall und Helle giftig haßt,
und daß ich glücklich mich von dieser Welt kann wenden,
wenn deine Hand mein hingesunkenes Haupt umfaßt.

V.

Wenn du einst meine Augen, so sie weißgebrochen stehn,
für immer schließen wirst, o küsse sie mit warmem Munde,
weil Liebe noch im Nahesein der letzten Stunde
auf dich geströmt sein muß wie herbes Frühlingswehn.

Neige auf ihren Abschied dein verträntes Angesicht
zum Schein der Kerzen, die ein neues Bild umflacken.
Auf daß dich nicht Schreckschauer der Entfremdung packen,
häng in der Seele ab der Unruh Schmerzgewicht.

Und laß noch einmal deine Hände in den meinen ruhn,
eh die fünf schwarzen Bretter mich bestimmt verneinen.
Gib, daß noch einmal deine Augen mich bescheinen
wie Strahlen her von Gral und Avalun,

bevor ich langsam niederfahre in das Dunkelmeer
wo noch das Herz so ungeschwächt wird strahlen,
daß es um andrer Toten steingewordne Qualen
als Schauern irrt von Bergen der Erlösung her.

Emile Verhaeren
(deutsche Nachdichtung von Paul Zech)

POLITISCHES BEKENNTNIS EINES JUNGEN MANNES

EIN FRAGMENT

ICH erinnere ein Wort Goethes, das mich vor Jahren absonderlich ergriffen hat. Es sagt: man könne nur über solche Fragen schreiben, von denen man nicht zuviel wüßte. — Das tiefe Glück und Unglück dieses Geständnisses werden nicht viele Menschen verstehn. Es spricht eine schlichte seelische Tatsache aus: Daß die Phantasie nur in der Dämmerung arbeitet. Es gibt ein Denken, das Wahrheit schafft, klar wie eine Nähmaschine setzt es Stich neben Stich. Und es gibt ein Denken, das glücklich macht. Das ungeduldig in dich hineinfährt, so daß deine Beine zittern, das in Flug und Sturm Erkenntnisse vor die auftürmt, an die zu glauben dein Seelenleben in den nächsten Jahren ausfüllen wird, und: von denen du doch nie wissen wirst, ob sie richtig sind. Seien wir ehrlich: es reißt dich plötzlich einen Berg hinauf, von wo du deine innere Zukunft mit seliger Weite und Gewißheit siehst wie — seien wir ehrlich, wie ein zirkulär Irrer, ein Manisch-Depressiver im Vorstadium der Manie. Du schreist nicht und du machst keinen Unsinn, aßer du denkst locker und gigantisch wie mit Wolken, während das gesunde Denken Fug auf Fug wie in Ziegelsteinen denkt und wie äußerstes Bedürfnis hat, jeden einzelnen Griff immer wieder an den Tatsachen zu prüfen. Es verarmt dich, Einzelnen, in dem es dich nicht über die Antworten auf ein paar Fragen hinausläßt, von denen deine Seele selbstverständlich nicht leben kann. Es macht dich unfruchtbar. Aber du mußt dein Denken von Zeit zu Zeit immer wieder auf dieses zurückschrauben, mußt es daran prüfen, mußt es ihm unterwerfen, darfst dich nie zuweit davon entfernen, wenn du nicht ins Maßlose und das ist zu-

gleich ins Bedeutungslose geraten willst. Wer nicht mit einer heimlichen Scham und doch mit brennendem Entschluß die Wissenschaft meidet, versteht Goethes Geständnis nicht. Möge es entschuldigen, was ich in diesen Wochen niederzuschreiben versuchen werde.

Ich habe mich nie früher für Politik interessiert. Der politisierende Mensch, Abgeordneter oder Minister, erschien mir wie ein Dienstbote in meinem Haus, der für die gleichgültigen Dinge des Lebens zu sorgen hat, daß der Staub nicht zu hoch liegt und daß das Essen zur Zeit fertig sei. Er erfüllt seine Pflicht natürlich so schlecht wie alle Dienstboten, aber solange es angeht, mischt man sich nicht ein. Las ich zuweilen das Programm einer politischen Partei oder die Reden des Parlaments, so wurde ich in der Ansicht nur bestärkt, daß es sich hier um eine ganz untergeordnete menschliche Tätigkeit handle, der nicht im geringsten erlaubt werden dürfe uns innerlich zu bewegen. Ganz zugrunde lag allem dem aber ein altes Vorurteil, das ich hatte. Ich weiß nicht, wann ich es erwarb und welchen Namen ich ihm geben soll. Mir gefiel unsre Welt. Die Armen leiden, in tausend Schatten bilden sie eine Kette von mir abwärts zum Tier. Und eigentlich am Tier vorbei noch weiter abwärts, denn keine Tierart lebt unter so untierischen Bedingungen wie manche Menschen unmenschlich leben. Und die Reichen gefielen mir wegen ihrer Unfähigkeit ihren Reichtum seelisch bedeutsam auszunützen, wodurch sie so komisch sind wie jene Insekten, die in der Luft schillern und in der Nähe betrachtet, ein haariges, blödes Säckchen von Leib haben und ein dünnes, armes Stengelchen von Nerv darin. Und die Könige gefielen mir in ihrer Majestät wie gutmütige Menschen mit einer kleinen Absonderlichkeit, auf die alle Welt mit einem Augenzwinkern eingeht. Und die Religion gefiel mir, weil wir längst ungläubig sind und ganz ernsthaft weiter in christlichen Staaten leben. Und vieles in dieser Weise. Das war nicht nur Freude an der Vielheit der Erscheinung und nicht nur die nahebei philosophische Erschütterung über die außerordentlich zähe, zerdehnbare, unzerquetschbare Natur des Menschen, die diesem würdelosen Affen zur Herrschaft über die Erde verhalf, sondern es war vor allem die Wertschätzung der großen inneren Unordnung selbst, die darin liegt, daß wir den Nächsten mißbrauchen, aber bedauern, uns ihm unterordnen, aber das nicht ernst

nehmen oder von einem Mord mit Scheu, von tausenden aber mit Ruhe sprechen. Denn, so schien mir, eine derart logiklose Unordnung des Lebens, eine solche Auflockerung ehemals bindender Kräfte und Ideale müßte ein guter Boden für einen großen Logiker der seelischen Werte sein. Da dieses Dasein in seiner Kupplung widersprechender Elemente außerordentlich kühn, wenn auch aus Inkonsequenz und Feigheit ist, bleibt nur der Schritt zu tun, noch kühner aus Bewußtheit zu werden. Und hier, wo jedes Gefühl nach zwei Richtungen äugt, alles treibt, nichts gehalten wird und seine Kombinationsfähigkeit verliert, müßte es gelingen alle inneren Möglichkeiten noch einmal zu prüfen, neu zu erfinden und die Vorzüge einer vorurteilslosen Laboratoriumstechnik endlich aus den Naturwissenschaften auch auf die Moral zu übertragen. Und daß wir damit aus der durch Rückschläge so langsamen Entwicklung vom Höhlenmenschen bis heute mit einem Sprung hinaus in eine neue Weltepoche kämen, glaube ich noch heute. Um einen Namen zu geben: ein konservativer Anarchist war ich.

Den Gedanken, durch den sich das änderte, wird man vielleicht lächerlich finden. Er ist kurz und einfach: Du selbst bist schon — sagte er mir — in dem, was du willst, ein Geschöpf der Demokratie und die Zukunft ist nur durch eine gesteigerte und reinere Demokratie erreichbar.

Ich hielt, das alle Menschen im Grunde gleich und Brüder seien, immer für eine sentimentale Übertreibung und tue es noch heute, denn mein Gefühl wurde von dem der anderen stets mehr abgestoßen als angezogen. Aber ich glaube mit Klarheit zu sehn, daß die Wissenschaft ein Ergebnis der Demokratie ist. Nicht nur daß hier der Große mit dem Geringen arbeitet und der Größte den Durchschnitt der nächsten Generation kaum überschreitet. Vielmehr ist das Entscheidende, daß durch die Demokratisierung der Gesellschaft, die in den letzten zweihundert Jahren stattgefunden hat, eine größere Zahl Menschen als je zur Mitarbeit gelangt ist und daß unter dieser größeren Zahl — entgegen dem aristokratischen Vorurteil — die Auslese an Begabung größer ausfiel. Ich verkenne nicht die Verflachung, die zuweilen bei zu großer Ameisenhaftigkeit des wissenschaftlichen Betriebs zur Gefahr wird, aber ich glaube, daß die Zahl

der großen Leistungen im Verhältnis zu der der mittleren steht, denn das Genie macht nie etwas neu, sondern stets nur etwas anders und die durchschnittlichen Talente liefern ihm die Möglichkeit, in der es sich zu Leistungen verdichtet. Der vehemente Aufschwung, den die Kenntnis und Beherrschung der Natur seit dieser Zeit genommen haben, ist nur so zu erklären. — Es ist undankbar diesen Leistungen des Verstandes immer nur entgegenzuhalten, daß sie der Seele nichts genützt haben, ja daß seit ihrer Zeit das Seelische einen Prozeß der Verkümmerung erleidet. Sie haben alle, auch die im guten Sinn einfältigen Seligkeiten zerstört, gewiß, indem sie einen Boden für kompliziertere schufen, aber es ist nicht ihre Aufgabe gewesen, auch noch diese selbst zu schaffen. Sonderen unsere. Der naturwissenschaftliche Verstand mit seinem strengen Gewissen, seiner Vorurteilslosigkeit und Entschlossenheit, jedes Ergebnis von neuem in Frage zu stellen, sobald der geringste geistige Vorteil dadurch möglich ist, tut auf einem Interessengebiet zweiten Ranges das, was wir in den Fragen des Lebens tun sollten.

Allein gewiß geht auch das, was wir durch ihn erlitten haben, auf seine demokratische Herkunft zurück. Es ist die Verarmung des inneren Ganzen zum Vorteil einzelner Teile. Die Existenz gewaltiger Spezialgehirne in Kinderseelen. Nicht nur ist es meistens betrüblich, Männer der Wissenschaft über andre als wissenschaftliche Fragen urteilen zu hören, sondern auch der Mathematiker versteht Kulturhistoriker nicht: und der Nationalökonom nicht das Leben des Botanikers. Diese Divergenz des Geschmacks ist nicht nur eine Folge der Unübersichtlichkeit und deshalb der Größe der Wissenschaft. Denn wären die Gelehrten Söhne und Glieder einer einheitlichen Gesellschaft, so wäre die Wissenschaft eine allseitige, ausgeglichene und durch den guten Geschmack beschränkte Ausbildung des Geistes geworden, eine gesellschaftliche Übung und verhielte sich zu der unsren wie das körperliche Können des Renaissancegentiluomo zu den Rekordleistungen des modernen Sports. So aber kommen sie als junge Leute aus den verschiedensten Gegenden der menschlichen Gesellschaft daher, ausgestattet mit den verschiedensten Lebensgewohnheiten, -ansprüchen und -hoffnungen, bohren sich mit den Kopf an der Stelle in die Wissenschaft ein, wo sie angelangt sind und leben frugal,

voneinander verschieden und in Unkenntnis jeder anderen Kultur das Leben jenes seelischen Dorfs weiter, aus dem sie gerade stammen.

Und nicht nur in der Wissenschaft, auch in der Kunst finden wir den gleichen Gewinn und das gleiche Leid. Denn was haben wir, frage ich mich, in der Kunst heute Köstlicheres als jene Freizügigkeit des Gefühles, die wir einer Auflockerung der moralischen Satzungen und der Geschlossenheit des Geschmacks, im letzten Grunde also auch hier der zu großen Zahl der Menschen verdanken? Sie ermöglicht uns jene außerordentliche Beweglichkeit des Standpunkts, durch die wir das Gute im Bösen und das Häßliche im Schönen erkennen. Die starren Schätzungen ‹welche wir vorgefunden haben› auflösen und ihre Elemente zu neuen Gebilden unsrer moralischen und künstlerischen Phantasie zusammensetzen. Aber auch, daß wir mit diesen Leistungen nicht durchdringen, rührt daher, und darum der künstlerische Partikularismus, die ohnmächtige Vielheit kleiner Gemeinden, die Hemmungslosigkeit im Umsturz und Erfinden von Neuem, mit der sich die Künste maßlos steigern, weil sie kein Publikum beschwert. Das Mißtrauen, mit dem jedes Neue wie eine Narrheit empfunden wird, und nicht zuletzt, daß trotzdem dieser sinnlose, täuschende allgemeine Hunger nach einer künstlerischen Erlösung bleibt, nach einer homerischen Einfalt, in die wir verschiedenen alle einmal vereint zurücksinken könnten. — Trotzdem ist es für mich ohne Frage, daß wir die so errungenen Vorteile niemals wieder preisgeben werden und daß wir die Schädigungen überwinden können. Und daß wir gewinnen werden, wenn wir die Entwicklung, die bisher geführt hat, noch übertreiben.

So — angedeutet — der Gedanke. Und meine Überzeugung zwingt mich seither zu etwas, wovon mein Gefühl nichts wissen will. Ich mache die theoretischen Vorstudien, die mir ermöglichen sollen, meinen Willen einzusetzen. Ich suche ein wirtschaftliches Programm, das die Durchführung einer reinen, beschwingenden Demokratie gewährleisten soll, das noch größere Massen heraufzieht. Gewiß, ich werde bis dahin sozialdemokratisch oder liberal, jenachdem es die Umstände fordern, wählen, aber es ist klar, daß wir etwas brauchen, daß uns aus der Flachheit der heutigen Parteien hinausführt, und zu jeder solchen Idee gehört ein wirtschaftliches Programm als Durch-

führungsvorschrift. Und ich frage mich ganz naiv: wer wird meine Schuhe putzen, meine Exkremente fortkarren, nachts für mich in ein Bergwerk kriechen? Der Bruder Mensch? Wer wird jene Griffe tun, zu deren vollendeter Durchführung man ein ganzes Leben lang an der gleichen Maschine stehn und das Gleiche tun muß. Ich kann mir vieles denken, das heute gering geschätzt wird und doch einen Zauber hat, sobald man es freiwillig tut. Aber wer wird sich jenen vielen andren Arbeiten unterziehn, zu denen nur die Not zwingt? Und ich will bequemer reisen als heute und eine schnellere Post haben. Ich will bessere Richter, bessere Wohnungen haben. Ich will besser essen. Ich will mich nicht über den Polizeimann ärgern. Zum Teufel, ich, Mensch, bewohne die Erde und sollte es in diesem meinem Haus nicht zu einer besseren Bequemlichkeit bringen können als dieser erbärmlichen von heute?!

Einstweilen treiben wir Politik, weil wir nichts wissen. Es zeigt sich deutlich, darin, wie wir es tun. Unsre Parteien existieren durch die Angst vor der Theorie. Gegen die Idee, fürchtet der Wähler, läßt sich stets eine andre Idee einwenden. Darum schützen sich die Parteien gegenseitig vor den paar alten Ideen, die sie ererbt haben. Sie leben nicht von dem, was sie versprechen, sondern davon, die Versprechen der andern zu vereiteln. Das ist ihre stillschweigende Interessengemeinschaft. Sie nennen diese gegenseitige Behinderung, die nur kleine praktische Ziele erreichen läßt, Realpolitik. Keine von ihnen weiß wirklich, wohin es führen würde, wenn man den Agrariern folgte, oder den Forderungen der Großindustriellen oder denen der Sozialdemokratie. Sie wollen gar keine Politik machen, sondern Stände vertreten und für bescheidene Wünsche das Ohr der Regierung haben. Ich hätte nichts dagegen, wenn sie darum die Politik andren überließen, so aber konservieren sie durch die Legierung mit wirtschaftlichen Tagesvorteilen auch noch entwertete Ideologien, wie die des Christentums, der Könige, des Liberalismus, der Sozialdemokratie. Und indem sie sie niemals ausführen, geben sie ihnen einen Schein von Bedeutung und Heiligtum, was neben allem andren auch noch eine Sünde wider den Geist ist.

Ich bin überzeugt, daß das wirtschaftliche Programm keiner einzigen von ihnen durchführbar ist und daß man auch gar nicht daran denken

soll, eines zu verbessern. Sie werden weggeblasen, sobald der Wind sich erhebt, wie allerhand Mist, der sich auf stillem Boden angehäuft hat, sie werden falsch gestellte Fragen sein, auf die es kein Ja und Nein mehr geben soll, sobald eine Sehnsucht durch die Welt fährt. Ich habe keinen Beweis dafür, aber ich weiß, so wie ich warten viele.

Noch aber ist es still und wir sitzen wie in einem Glaskäfig und traun uns keinen Schlag zu tun, weil dabei gleich das Ganze zersplittern könnte. Wir sind mit unsren besten Dingen verfangen in der Geldwirtschaft, mit der Kunst, den Erfindungen ... ja wir lieben das Geld wie eine Art Gott, eine Art Zufall, eine unverantwortliche Instanz der Entscheidung. Trauen wir wirklich irgendeiner sozialen Organisation zu, die guten Künstler zu fördern und die schlechten zu unterdrücken? Den Wert von Erfindungen oder anderen Ideen zu erkennen, der sich erst nach Jahren manifestieren wird? Wir sind im Grunde durchdrungen davon, daß der Staat der entsetzlichste Tölpel ist. Auch das Geld verteilt sich nicht nach Gerechtigkeit, aber es verteilt sich doch wenigstens nach Glück und Zufall und es ist nicht die stabilierte Hoffnungslosigkeit, die der allmächtige Staat wäre.

So kommen diese Tage der Depression. Ich war vor einer Stunde zu Besuch im römischen Irrenhaus und dann in der Kirche. Damit es nicht wie eine Pointe erscheint, sage ich es gleich jetzt: so erschien mir alles, wie unsre Situation. Sieben Mann, der Arzt, ich und fünf große Wärter traten wir in jedes Zimmer der Unruhigenabteilung. In einer Einzelzelle tobte ein nackter Mann, wir hörten schon von weitem ihn schreien. Blond war er und muskulös und sein Bart stak voll dicken Speichels. Immer die eine Bewegung machte er, ein Herumwerfen des Oberkörpers mit einem Ruck aller Muskeln und dazu immer den gleichen Griff mit der einen Hand, als wollte er jemandem etwas erklären. Und schrie etwas, das keiner verstand, immer das gleiche. Für ihn war wohl jenes Bedeutungsvolle, das er deutlich zu machen, der Welt ins Ohr zu hämmern hatte, für uns war es ein zerstoßener unförmiger Schrei. Und danach saß ich beim Gesang der französischen Nonnen. Ein Stimmchen ging zagend dahin, man wußte nicht, war es ein altes oder junges Stimmchen und die Stimmen der Schwestern holten es ein und wärmten es in der kalten Ungewißheit des Weltraums. Und drei Schritte vor

mir sang einer selig mit und zerstörte alles. Es war einer von jenen Alten, die den Betstuhldrang dreimal täglich nicht zurückhalten können und die der Gott der Katholiken angeblich so lieben soll. Das bäurisch Altjungfernhafte, schlecht Gelüftete des Katholizismus senkte sich muffig auf mich. Sind so böse Umwege nötig, um zu diesem Augenblick des Gesangs zu kommen? Sind Umwege nötig? Rucke, Zuckungen, Planloses, Andersgeplantes? Ist es ein Unsinn, ein Teil zu nehmen und einen Weg zu brechen? Wird alles von selbst, irgendwann, nebenbei? Und nie durch Erkenntnis und geradlinigen Willen? Mir fiel der Giardino zoologico ein, nicht weit von der Kirche, so erschien mir alles. Ein Tier geht dort auf und ab, auf und ab. Ohne Gitter eingeschlossen. Ich habe es gestern gesehn. Ist es nicht wirklich so, der Mensch —: ein Tier, aus dem Weltraum hier verfangen? Eingeschlossen ohne Gitter. Auf und ab. Auf und ab. Versteht nicht, warum es nicht hinaus kann? Ohne Sentimentalität und in voller Kühle: er ist es. — Ich bin trotzdem verstimmt über diesen literarischen Einfall. Es drückt die alte Lust auf mir, alles vergeblich zu finden. Ich bin zurückgeschlagen. Aber ich habe den Willen! *Robert Musil.*

KLEINE VORSCHLÄGE ZUM LEBEN

1.

Es gibt ganz köstliche Freuden in der Freundschaft. Mühelos versteht man das, wenn man bedenkt, daß die Freude ansteckend ist. Es genügt, daß meine Gegenwart meinem Freunde ein bißchen Freude bereitet, und das Schauspiel dieser Freude läßt nun auch mich Freude empfinden; so ist jedem die Freude die er gibt, wiedergegeben, und gleichzeitig sind die Schätze der Freude in Freiheit gesetzt und alle beide sagen sich: ich hatte ein Glück in mir, aus dem ich nichts machte.

Ich weiß, die Quelle der Freude liegt innen in einem, und nichts macht trauriger als Leute sehen, die mit sich und der Welt unzufrieden sind und die einander kitzeln, damit sie lachen. Aber man muß auch sagen, daß der zufriedene Mensch, wenn er allein ist, bald vergißt, daß er zufrieden ist; seine ganze Freude ist da bald eingeschlafen, und er gelangt in eine Art teilnahmsloser unempfindlicher Stupidität. Das innere Gefühl bedarf der äußeren Bewegungen. Würde ich eingesperrt, machte ich mir es zur Gesundheitsregel, jeden Tag ganz für mich allein zwei Stunden zu lachen, ich machte meiner Freude Bewegung wie meinen Beinen.

Ein Bündel dürrer Reiser, von leblosem Aussehen wie der Erdboden, zu dem sie werden, läßt man sie liegen. Und doch schließen diese dürren Reiser eine heimliche Glut ein, die sie von der Sonne genommen haben. Bringst du ihnen die kleinste Flamme nahe, loht knatternd ein Feuer auf. Man braucht nur die Tür aufmachen und den Schläfer aufwecken.

So braucht es auch eine Art Zurichtung, um die Freude zu erwecken. Wenn das kleine Kind zum erstenmal lacht, drückt sein Lächeln gar nichts aus; es lacht nicht, weil es glücklich ist, ich möchte

lieber sagen, es ist glücklich, weil es lacht, es hat Vergnügen am Lachen, wie es Vergnügen am Essen hat, aber erst muß es essen. Das gilt nicht nur für das Lachen, man braucht auch die Worte, um das zu wissen was man denkt. So lang man allein ist, kann man nicht ich sein. Die törichten Moralisten sagen, lieben sei sich vergessen, ein allzu einfacher Gesichtspunkt, denn je mehr man aus sich geht, desto mehr ist man selber, und um so besser fühlt man sich auch leben. Man soll also sein Holz nicht im Keller verfaulen lassen.

2.

Die Höflichkeit ist ein Stück Hygiene. Der ewig brummige Alceste wird eine Magenkrankheit bekommen, wenn er sie nicht schon hat. Die Philosophen sagen, daß eine auf den Grund gehende Erkenntnis Heiterkeit verleihe, mag sein, aber ein allzuweit getriebenes Bedenken wird alle Heiterkeit nehmen. Hängt wohl mit dem heftigen Verlangen des Menschen zusammen, seine Ideen in die Fakten hineinzubringen. Und da alles kompliziert ist, und wir sehr bald Zweifel über alles haben, so verbringen wir unsere Zeit damit, uns zurückzuhalten, uns zu versteifen, uns das Herz zu verschließen, ja, ganz ohne Metapher, das Herz zu verschließen. Denn dieser kühle, kluge, mißtrauende Mensch, dessen Blick im Innern der Schädel lesen will, er hindert sich tatsächlich am Leben, alles in ihm ist gespannt, nicht einmal sein Atem geht frei. Man braucht viel Laisser-aller in Worten, Gesten und Akten, wenn man eine gute Verdauung haben will.

Der schlechte Fechter spannt auf dem Fechtboden alle Muskeln an und beißt die Zähne aufeinander, er arbeitet gegen sich selber und so erfolgreich, daß er zu einer außerordentlichen Ermüdung kommt, ohne was anderes getan zu haben als ganz schlecht gefochten. Ein alter Fechtlehrer sagte mir einmal hübsch: »Ihre Hand muß wie ein Vogel sein.« Die Vorschrift ist nicht nur auf dem Fechtboden gut. Man muß treiben lassen, wie sehr weise die Seeleute sagen, aus Beruf geduldige Männer, die wissen, daß es kein Nutz hat, auf das Meer zu blasen.

So ist es gut, im Zweifel zu lächeln und die Hand zu reichen, das ist gut für die andern und für einen. Fällt mir der Schüler ins Wort: »Nein, keine Lüge, keine Hypokrisie! Ich bedaure wie Sie

meine unschuldigen Jahre. Aber ich lasse mir nicht das Denken vorschreiben.« Denke noch ein bißchen mehr, Freund; sieh ein bißchen weiter und wäge besser. Denke, wie in einem Menschen Schönes und Häßliches gemischt ist. Du sagst: der Mensch liebt nur sich. Was weißt du davon? Und wenn er es dir sagte, was weiß er davon? Alles ist Dunkelheit, in ihm wie in dir; dein Licht läßt dich einige kleine Dinge sehen, aber auch die Dunkelheiten. Nun, wenn du zum wahren Zweifel kommst, kannst du lieben und lächeln. Beleidige den donnernden Zeus nicht, du weißt nicht was er tut: er weiß nicht, was er tut.

3.

Vielleicht ist der Grund der Religion eine Art kollektiver Trunkenheit. Die Ansteckung der Gefühle hat eine solche Macht und unser Körper ist von Natur aus so darauf gestellt, die ihm ähnlichsten Bewegungen der Körper nachzumachen, daß die vereinigten Menschen bald dazu kommen, gemeinsam zu lieben, zu hassen, zu denken. Die Musik drückt diese Aktionen und Reaktionen ganz wunderbar aus; der Rhythmus ist ein gemeinsames Gesetz, das alle Sänger anbeten, wenn sie im Chore singen. Niemand entgeht vollständig dieser Macht der Menge. Ob man Bürger in einer Versammlung, Soldat in einem Regiment, Genosse ist, der die Internationale singt, man fühlt sich wie über sich hinausgehoben; man vergißt ganz plötzlich die tausend kleinen Miseren des einzelnen Lebens, den Zweifel, das Zögern, das Bedauern, die Langweile; das Leben bekommt einen bislang ungekannten Sinn und Süße. Es ist bei dieser Trunkenheit wie bei jeder andern: wer getrunken hat, trinkt wieder. Daraus kann man sich die lange Folge der napoleonischen Kriege erklären, wo man sagte, die Menschen hätten ihr höchstes Vergnügen darin gefunden, sich zu schlagen und zu fallen. Was ihnen im Grunde gefiel, war gar nicht der Kampf, sondern das gemeinsame Handeln.

Aus dieser Freude ist die Poesie geworden. Alle fühlen eine unsichtbare Macht, die gleichzeitig in ihnen und außer ihnen wirkt; alle suchen sie; alle wollen dieser Seele einen Leib geben; dieser Leib, das wird der Führer sein oder der Priester oder der Prophet oder ein Gott, den sie sehen werden und anrühren werden. Christus

hat ein tiefes Wort gesagt: »Immer wenn Ihr beisammen seid, werde Ich unter Euch sein.«

Die Bewegung des panischen Schreckens liegt in der gleichen Sphäre dieser Gemeinsamkeitsgefühle, die sich zur großen Leidenschaft weitern. Aber eine im wesentlichen menschliche Fähigkeit, die Vernunft, kommt aus einer ganz andern Quelle. Die Vernunft ist wohl in kalten Ländern zur Welt gekommen, während langer Winter, wo man sein Haus verschloß und jeder mit sich allein lebte. Die Wissenschaft mit ihren Kalkülen, ihren Maschinen, Katapulten, Kanonen kämpft gegen die Poesie, die Justicia will die Liebe besiegen. Aber der Kampf währt noch und wird noch lange währen. Die Menschen, und selbst die vernünftigsten, haben eine Zärtlichkeit übrig für die Götter und für die Musik, und darum, meine ich, wird der Krieg noch lange unter uns dauern. Die Musen schützen den Rückzug der Götter.

4.

Einer rühmte den Mut des Sokrates, der in einem Treffen, bei dem die Athener geschlagen wurden, allein einen ehrenvollen Rückzug antrat, während alle andern flohen wie die Hasen. Sokrates, der das Lob hörte, lachte und sagte: »Du hältst mich für tapfer, aber ich war es an diesem Tage in Wahrheit weniger als alle andern die flohen. Denn ich meine, man muß eine stolze Verachtung der Gefahr haben, um, vom Feinde bedrängt, seine Waffen hinzuwerfen und diesem Feinde seinen Rücken preiszugeben wie eine Zielscheibe. Als ich mich meinen Verfolgern stellte, die Augen rollte, die Brauen zusammenzog und herumhieb so gut ich konnte, da trieb mich, so viel ich weiß, zu alldem nichts als die Furcht; ich sehe nicht ein, weshalb einer, der sich hinter seinem Schild verbirgt, weil nichts andres zum Verbergen da ist, tapferer sein soll als der, der sich zur Flucht wendet mit geschlossenen Augen. Ich sehe bloß, daß der erste erfindungsreicher ist.«

Die jungen Zuhörer standen wie betäubt; es kam ihnen vor, als wäre ihnen alles vertraute Wertwissen aus den Köpfen davongeflogen. Doch so war es fast immer bei Sokrates subtilen Diskursen, und nannte man ihn darum auch den Zitterrochen.

Aber ein ernster Mann stand auf, drohte dem Sokrates mit der Faust und schrie: »Mit welchem Recht wirfst du ins Feuer die Blumen und Früchte deiner Handlungen? Warum erniedrigst du deine Tugenden auf das Niveau der schändlichsten Laster? Sei doch einfach und laß die reden, welche dein Lob sprechen, denn das Gemeinwesen bedarf nicht nur der guten Handlungen, die begeisterten Gespräche sind ihm nicht weniger nützlich. Warum spielst du mit Worten? Warum drehst du wie der Betrunkene, der das mit seinen Kleidern tut, das Gespräch um? Siehst du denn nicht, daß du mit deiner Rede den Feiglingen eine Ausrede gibst, die sich mit den Weibern und Kindern im Keller verbergen, während die andern auf den Wällen kämpfen? Besser wäre es gewesen, o Sokrates, du wärest an dem Tage mit den andern geflohen, als daß du jetzt so sprichst. Deine ironische Bescheidenheit tut uns mehr Böses als dein Mut uns Gutes tat. Du handelst wie ein guter Bürger in allen Dingen, aber du denkst ohne Ehrfurcht und du sprichst ohne Ehrfurcht. Deine Intelligenz verdirbt alle Tugenden. Du würdest ohne Zögern für das Vaterland sterben, aber mit mehr Vergnügen noch würdest du dein Leben hingeben, um eines deiner Paradoxe zu stützen. Du wirfst uns deine Ergebenheit ohne Liebe hin, wie man einem Hunde einen Knochen hinwirft. Deine Tugenden machen sich über die Tugend lustig. Fürchte den gerechten Zorn der Götter!« Sokrates fiel in ein bodenloses Nachdenken. Schon braute im Gefängnis der Sklave den Schirlingstrank.

5.

Treibt eine Pflanze nur Stiel und Blatt, will aber, zufrieden damit, für sich selber zu leben, nicht blühen, so wissen die Gärtner sie zu zwingen. Sie setzen die allzu auf sich bedachte in einen kleineren Topf, in dem sie sich, ohne viel zu leiden, doch etwas beengt vorkommt. Da entscheidet sie sich nun, aus sich heraus zu gehen und treibt Blüten so viel man will. Danach versteht man, was Kinder kriegen bedeutet. Sich reproduzieren heißt den Topf wechseln, heißt, aus sich selber auswandern. Das setzt voraus, daß man nicht ganz glücklich ist.

Dieselbe Sache bei den Tieren. Trotz Pfoten, Flügel, Flossen

können sie sich doch in ihrem Topf eingeengt fühlen. Von Karpfen hat man mir eine Geschichte erzählt. Sie lebten in einem Weiher so gut, daß sie fett und sehr wohlschmeckend wurden. Nur Kinder bekamen sie nicht. Sie fühlten sich zu wohl dazu. Der Karpfenzüchter setzte nun einige Exemplare dieser sich selbst genügenden Fische in einen kleineren Topf, das heißt in ein Elendswasser, wie die Fischer einen Weiher nennen, in dem die Fische mager bleiben. Und hier brachten sie Unmengen kleiner Karpfen zur Welt, die man zum Fettwerden wieder in den guten Weiher setzte.

Analogien dafür in der Menschengesellschaft zu finden, ist leicht. Woraus man dann schließen müßte, daß das Elend das Elend verursacht nicht als ein Effekt aus Institutionen, sondern durch das Spiel animalischer Kräfte. Die glücklichen Völker bekommen keine Kinder, und verschwinden so, getötet von ihrem Glück. Das Elend verbreitete sich in der Welt wie ein Ölfleck. Und der gutregierte Staat, in dem der Hunger unbekannt wäre, würde von den andern vertilgt, beseitigt werden. Die Gerechtigkeit stürbe an der Fettsucht.

»Aber glauben Sie nicht, frägt mich ein ernster Mann, daß die Menschen sich sehr von den Tieren unterscheiden und daß die menschlichen Fakta, von denen Sie sprechen, viel mehr vom Willen abhängen als von natürlichen Ursachen?«

Zweifellos hängen sie vom Willen ab. Aber wovon hängt der Wille ab? Könnten die Karpfen sprechen, so sagten sie sicher, daß sie willentlich ihre Geburten einschränken, um dem Elend zu entgehen. Die gleichen Dinge, die uns handeln machen, machen uns auch wollen.

6.

Ich stelle Tolstoi sehr hoch: ein Pharus über den Meeren. Aber ich bin durchaus nicht gepackt von dem, was man gemeinhin seine Ideen nennt. Sie sind sehr einfach und einleuchtend. Fast zu sehr. Es gibt Ungerechtigkeiten überall wo es Menschen gibt; es ist leicht, sie zu sehen, auf ihre Ursachen zurückzugehen und zu sagen, daß alles ganz gut ginge, wenn alle Menschen vernünftig lebten, statt ihren Leidenschaften zu folgen. Das Schwierige ist eine Bastardkombination zu finden, die ein bißchen Tugend mittels eines Räderwerkes von

Lastern erzeugt, aber das ist es gerade, um was sich Tolstoi nicht kümmert. Deshalb kann man sagen: sein erneuertes Evangelium wird nichts besonderes auf der Erde ändern. Denn alle Welt kennt die Vollendung, jeder kann sich den Gedanken eines menschlichen Lebens machen, das keinem weh tut, jeder kann sich ein Ikarien konstruieren. Aber man lebt nicht in Ikarien. Die Schwierigkeit ist nicht, die Vollendung in der Idee zu definieren, sondern die Unvollendung im Faktum zu limitieren. Man muß den alten Gemeinplatz wiederholen: alle Weisen sind alte Leute, und die Weisheit kommt nach den Leidenschaften. Tolstois wahre Ideen finde ich in seinen Romanen, nicht in seiner Philosophie, und in den Romanen besonders, in die hinein er keine Ideen stecken wollte. »Auferstehung« ist ein schönes Buch, aber doch eine Lektion in der Moral. Aber »Krieg und Frieden« und »Anna Karenina«, das sind Meisterwerke. Sind Bücher, die nichts beweisen. Sind wahre Bücher ohne psychologisches Gestammele. Nichts ist erklärt, und man begreift alles. Als ob man ungesehn mit all diesen Leuten lebte. Was sie sagen ist nicht ungewöhnlich, ist ganz gewöhnlich, sie sind nicht logischer als ich und du; was sie tun und sagen, ist durchaus das, was man erwartete. Man berührt sie fast, so lebendig sind sie. Sucht man den Faden: man findet keinen. Da ist weder Exposition, noch Peripetie, noch Entknotung, das bindet sich und löst sich wie das Leben. Am Ende des Buches nimmt man mit Bedauern Abschied. So nahe kommen uns diese Menschen, daß sie wie Freunde werden, sie gefallen uns, ohne daß sie uns zu gefallen suchen, oft ohne sich uns zu zeigen. Was ist in dieser herrischen lebendigen, heftigen Anna? Was auf dem Grunde ihrer schwarzen Augen? Sie stirbt, ohne ihr Geheimnis zu sagen, aber sie hat gelebt. Das Wirkliche ist wahrer als das Wahre. Man lasse endlich den Evangelimann und erbaue sich an den Romanen, die er schrieb, als er noch sündigte. Seine Romane haben Tolstoi entsühnt, nicht seine Altemanns-Predigten. *Alain.*

VON ETHNOGRAPHISCHEN SAMMLUNGEN

DIE Bedeutung der ethnographischen Sammlungen wächst von Tag zu Tag. Die Kunstströmungen der Gegenwart empfangen von der Kunst der exotischen Völker entscheidende Einflüsse. Gauguin wäre ohne diese Einflüsse — mögen sie ihm manchmal auch nur eine eklektische Linie mehr gegeben haben — unmöglich gewesen. Bildhauerwerke von heute, wie die Heckels, Malereien von heute, wie die Noldes, Schmidt-Rottluffs, sind exotischen Kräften Dank schuldig.

Es sollte nicht lange über die künstlerische und sittliche Berechtigung dieser Beziehungen debattiert werden. Wir stehen vor einer Tatsache, die sich geltend macht. Die tatsächliche Bedeutung der exotischen Kunst für die europäische unserer Tage ist unbestreitbar. Die exotische Kunst bedeutet uns einen höchst aktiven Wert.

Um 1850 wurde die japanische Kunst noch als Kuriosität gewertet, feiner oder gröber. Erst die Impressionisten des zweiten Kaiserreichs begriffen das Stilphänomen Japan, erst sie begriffen, daß die künstlerische Entwicklung des Abendlandes an der japanischen Kunst ein unmittelbares Interesse hatte. Der Fall wiederholt sich heute auf einem weiteren Feld. Die Kunst der lächerlich sogenannten Kulturvölker — die in Wahrheit ihr Dasein in eine Welt kultureller Formeln geordnet haben — und weiter die Kunst der alten Mexikaner, der Inkas, der alten Inder wird in dieser Zeit von den allermeisten noch immer mehr oder minder zum Reich der Kuriositäten gezählt, das man mit einem im besten Fall aus Eitelkeit und Schuldbewußtsein gemischten Gefühl betritt. Aber eine Minderheit hat angefangen, diese Künste von einem absoluten künstlerischen Standpunkt aus zu würdigen. Es wird in einer nicht fernen Zeit dahin kommen, daß wir alle eine Anmaßung, die etwa das Werk eines Südseeinsulaners her-

ablassend als wunderliche Leistung einer wunderlichen Seele betrachtet, ebenso unleidlich finden wie wir heute einen Hochmut unleidlich fänden, der sich unterstände, die japanische Kunst in die Kammer der Kuriositäten zu verweisen. Wenn heute japanische Kunst gezeigt wird, dann verlangen wir, daß es in einer Form geschieht, die dem künstlerischen Wesen der japanischen Formenwelt einigermaßen gerecht wird: wir wollen, daß man uns fühlen lasse, diese Kunst werde von der Zeit als absolute Kunst empfunden.

Beim ethnographischen Museum, das den Kulturgeist aller außereuropäischen Kulturkreise darstellen will, lassen wir uns noch immer fast jede Aufmachung gefallen. Die allermeisten ethnographischen Sammlungen sind Registraturen: ob sie nun von dilettierenden Liebhabern oder von wissenschaftlichen Ethnologen geleitet werden. Es ist besonders beliebt, diesen Registraturen durch sogenannte dekorative Arrangements — die meistens einem europäischen Salongeschmack entsprechen — oder durch allerlei Illusionsmittel, die ein naturalistisches Bild exotischer Situationen geben, eine gewisse Fülle der Repräsentation zu verleihen.

Es gibt ethnologische Sammlungen, deren wissenschaftliche Ordnung vorzüglich ist. Aber es handelt sich darum, zu begreifen, daß eine lediglich wissenschaftliche Organisation exotischer Kulturdokumente — die fast in jedem Stück zugleich außerordentliche Kunstdokumente sind — heute kein zureichender Grundsatz mehr ist, sei die wissenschaftliche Anordnung auch noch so vorzüglich. Die ethnologischen Sammlungen sind der Periode der wissenschaftlichen Organisation entwachsen. Es ist Zeit, daß sie einer künstlerischen Pflege überantwortet werden. Der wissenschaftliche Gesichtspunkt behält selbstverständlich seine Berechtigung, seine Notwendigkeit. Aber er muß nun im ethnographischen Museum dem Gesichtspunkt der künstlerischen Wirkung ebenso untergeordnet werden, wie etwa in der alten Pinakothek in München der kunstphilologische Gesichtspunkt dem der künstlerischen Wirkung untergeordnet wurde — ohne daß der kunstphilologische Gesichtspunkt das Mindeste verloren hätte. Kunst ist in erster Reihe für die Empfindung da, nicht für die Kunsthistoriker; sie sind die Pioniere, die das Material erobern. Im Ganzen haben die Ethnologen noch nicht einmal die künstlerischen Traditionen der

Kunsthistoriker, sie sind zumeist noch in den Fragen der Ermittlung und der kulturgeschichtlichen Einweisung des Materials stehn geblieben. Es ist aber heute schon möglich, die literarische Würdigung der exotischen Kunst und die Darstellung dieser Kunst in Museen denen anzuvertrauen, die instinktiv von künstlerischen Gesichtspunkten ausgehen.

In der Menge der Literatur zur exotischen Kunst gibt es nicht ein einziges Buch, das vom Standpunkt der künstlerischen Würdigung der exotischen Formenwelt zureicht. Die Museen sind fast ganz nach antropogeographischen, kolonialwissenschaftlichen, expeditionswissenschaftlichen, rassengeschichtlichen Gesichtspunkten geordnet. Diese Rubriken vermitteln natürlich wertvolle Einsichten. Aber diese Einsichten betonen nicht das, was uns heute mehr und mehr das Entscheidende an den exotischen Kulturen wird — die unerhörte Vollkommenheit ihres künstlerischen Ausdrucks.

Es wäre zum wenigsten zu wünschen, daß den Verwaltungen der ethnographischen Museen künstlerische Organisatoren beigegeben würden, von denen die entscheidenden Gesichtspunkte, die der künstlerischen Darbietung, anzuzeigen wären. Die ideale Lösung der Frage wäre die Leitung der ethnographischen Museen durch Kräfte, die in erster Linie die künstlerischen Qualitäten der exotischen Dokumente zur Geltung bringen wollen und innerhalb der exotischen Kunst die künstlerischen Werte intim unterscheiden können, der künstlerischen Leitung müßte ein Stab von wissenschaftlichen Ethnologen gegeben werden, die den Vorrat der exotischen Kulturdokumente wissenschaftlich nach allen Richtungen ausbeuten und die Gesichtspunkte einer lediglich oder vorwiegend wissenschaftlichen Benutzung der Sammlung für die wissenschaftlichen Interessenten in geeigneten Anweisungen feststellen. Ohne Zweifel wird sich das wissenschaftliche Interesse mit dem künstlerischen allmählich auch hier ebenso gut abfinden, wie es bei den kunstgeschichtlichen Sammlungen geschieht, die uns die Kunst des Mittelalters und die der Neuzeit oder die Kunst der Griechen oder die des alten Orients darbieten. Ein künstlerischer Gedanke wird das wissenschaftliche Interesse überhaupt nie erdrücken — während das künstlerische Interesse sehr oft, vielleicht fast immer durch die Gesichtspunke einer lediglich wissenschaftlichen Disposition geschädigt wird.

Es wird sich bei der Frage zuletzt wohl um die Bauten handeln. Die ethnographischen Museen, die heute existieren, gestatten kaum eine vollendete künstlerische Ausbreitung der exotischen Schätze. Das Münchener Museum gibt ein bezeichnendes Beispiel. Es besitzt die wundervollsten Dinge; es gibt Künstler, die lieber dorthin laufen als in die alte Pinakothek. Aber in der schmachvollen Enge der für den erhabenen Zweck allzu kläglichen Räume an den Hofgartenarkaden können diese Dinge beinahe gar nicht sprechen. Die herrlichsten Balifiguren stehen fast unauffindbar in einer Ecke dieser Remise. Dabei hat die Verwaltung eine bedeutende ethnographische Organisationsarbeit geleistet. Es scheint, daß bei diesen unwürdigen Raumverhältnissen schließlich kaum etwas anderes angestrebt werden konnte als eine raumtechnisch möglichst rationelle Aufbewahrung eines möglichst großen Teils der Vorräte.

Der Fall ist einigermaßen typisch. Die öffentlichen Körperschaften pflegen für verhältnismäßig belanglose Dinge wie Uniformengeschichte und Waffengeschichte der Neuzeit ganze Säle in den kostspieligsten Monumentalbauten bereit zu halten. Die Herrlichkeiten der ethnographischen Sammlungen müssen sich behelfen. Dinge, von denen die Künstler der Gegenwart die höchste Beglückung empfangen.

Wilhelm Hausenstein.

DAS PUPPENSPIEL DER LIEBE

EIN AKT

DIE HANDELNDEN PERSONEN:

Oktavian, ein Dichter
Mathilde, seine Frau
Karol, ein reicher, junger Kaufmann
Katharina, seine Geliebte
Peter, ein Bildhauer
Louise, seine Frau
Ferdinand, ein Student der Rechte
Karl und Anton, zwei Packträger
Kätzchen und Mäuschen, zwei Huren
Ein tapriger Greis

PERSONEN DES VORSPIELS:

Uriel
Der Jüngling

PERSONEN DES NACHSPIELS:

Uriel
Der Jüngling
Ein ehrwürdiger Greis als Puppenspieler

VORSPIEL

Der Vorhang teilt sich. Die Bühne zeigt eine arkadische Landschaft.
Der Jüngling und Uriel

Der Jüngling ‹singt zur Laute›

O blondes Mädchen, Doris Du,
Wie Lilien ist Dein weißer Schoß.
Dein Busen flattert frei und bloß,
Raubt meinem Herzen alle Ruh.

O Liebe, zarte Lieb in mir,
Wie bist Du, ach, so wonnesüß,
Und alle Küsse, die ich küß,
Sie gelten, schöne Doris, Dir.

Die Erde ist ein Wonnetal,
Wenn schöne Mädchen auf ihr gehn.
Wo alle Liebesseufzer wehn,
Seufz ich nach Dir die tausendmal.

Uriel ‹kommt gegangen›

Was singst Du, Knabe, hier für schmächt'ge Lieder?
Was soll das wässrige Gedicht?
Leg Deine mattgezupfte Laute nieder.
Ich bin verstimmt. Ich mag das Blöken nicht.

Der Jüngling

Du nennst es blöken, wenn ich Liebe preise,
die doch das Höchste auf dem Erdenrund.
Was schmähst Du meine Liebesweise?
Die Liebe macht das Herz gesund.

Uriel

Ich weiß. Ich weiß. So reden blöde Dichter
und himmeln ahnungslos die Wolken an.
Verschone mich mit Lieb und Weibsgelichter.

Der Jüngling

Was hat die Liebe, Uriel, Dir getan?

Uriel

Sie tat mir nichts. Ich stehe über ihr
und kümmre mich den Dreck um Brunst und Küssen.
Doch mich verstimmt das ew'ge Sehenmüssen,
wie Menschen zu dem Götzen Liebe beten.
Und er? Ihn freuts, sie in den Staub zu treten.

Der Jüngling

Wie kann ich Deinen wilden Worten glauben?
Mich hält die Sehnsucht und die Liebe jung.

Uriel

Ich will Dir Deine Illusionen rauben,
und Deiner Ideale tollen Schwung.
Dir sind, weil unerreicht, noch süß die Trauben.

Der Jüngling

Wie willst Du mir das Gegenteil beweisen,
wie Liebeslust in Leideslast verkehren?

Uriel

Es wird nicht schwer sein, Dich herab zu reißen
aus Deinen dichterisch phantast'schen Sphären.
Ein Spiel soll jetzt vor Deinen Augen flimmern,
wo Liebeslust zum Totentanze wird,
und da, wo Frauenleiber seidig schimmern,
Ein Totenschädel nur zum Kusse girrt.
Dann sinkst Du aus den Armen eines Weibes
in meine Arme, der ich Liebe hasse,
und schützt vor ihr die Anmut Deines Leibes.
Gib acht, wie ich die Puppen spielen lasse.
Sie alle sind voll Lust und Liebessinnen,
Und wilder Brunst. Nun mag das Spiel beginnen.

Der Zwischenaktvorhang fällt.

Die Bühne stellt eine Halle dar, etwa die Vorhalle eines Marktes. Die auftretenden Frauen ähneln sich in der Maske. Auch einige Bewegungen sollen ihnen gemeinsam sein. Die Frauen sind volle und schöne Frauen, mit Ausnahme der Huren, die kleiner und graziöser erscheinen.

Karl und Anton treten auf.

Karl

Anton, Du sollst mir sagen, wo ich eine Apotheke finde, eine rechtschaffene Apotheke mit Sublimat und Quecksilber.

Anton

In der Brüdergasse, Karl, findest Du, was Du suchst.

Karl

Pest diesem vermaledeiten Kätzchen!

Anton

Sie ist eine entzückende Hure.

Karl

Eine entzündende Hure willst du sagen. Sie hat mich zum Franzosen gemacht. Schaff mir einen Arzt.

Anton

Hat's Dich gepackt? Haha. Sagte ich's Dir nicht vorher?

Karl

Schweige, lächerlicher Sodomit. Du wolltest mich mit Mäuschen verkuppeln. Du hältst ihr zu. Als ob sie nicht auch giftig bis auf die Knochen wär.

Anton

Sie ist gesund wie mein Vater, als er geboren wurde.

Karl

Weiß ich, wie Dein Vater geboren wurde, Schurke. Weiß ich, ob Du einen Vater hattest, Du Hurenkind.

Anton

Sie ist gesund, sag ich Dir.

(Mäuschen und Kätzchen kommen.)

Sag, Mäuschen, bist Du gesund?

Mäuschen ⟨trällert⟩

Hoppla. Über den Stoppeln
Pfeift der Wind.
Komm ins Bett mit mir.
Komm ins Bett mit mir.

Hoppla. In die Wiege
Gehört ein kleines Kind.
Komm ins Bett mit mir.
Komm ins Bett mit mir.

Karl

Hör auf zu singen. Dein Atem ist Pestilenz. Der Kerl behauptet Du seist gesund. Hol Dich der Teufel. ⟨Zu Kätzchen⟩ Aber Du hast mich krank gemacht. Komm her. Ich muß Dir die Rippen zerbrechen.

Kätzchen

Bist Du verrückt? Laß mich los. Wer weiß, wer Dich krank gemacht hat. Mich wirst Du besudelt haben. ⟨Sie heult⟩ Hihihi.

Anton

Hast Du kein Mitleid mit ihr?

Karl

Mitleid! Gewiß! Ich leide mit ihr. Dieselbe Krankheit. Himmel und Hölle! Einen Arzt. Ich bin dahin. Ich sterbe. Ha. Einen Sack Goldes, hätte ich diese Hure nie gesehen. Dieser Leib, der's mir angetan. Rosig wie Rosen, aber ein Pfuhl alles Scheußlichen. Ich bin kaputt. Meine Maschinerie ist dahin. Aber, ich zeig's Dir. ⟨Er will sie erstechen.⟩

Anton

Wahnsinniger Bock! Willst Du zum Mörder werden!

Karl

Ja, ich will morden. Nein, ich will nicht morden. Ich bin selbst gemordet. Einen Arzt. Einen Arzt. ⟨Er stürzt fort.⟩

Kätzchen

Ich bin gesund, ich war gesund. ⟨Sie geht heulend ab.⟩

Anton

Geh ihr nach, mein süßes Mäuschen, und trockne ihre Krokodilstränen. Ich komme bald zu Dir oder schicke Dir einen feurigen und reichen Knaben. (Mäuschen ab, Anton setzt sich auf einen Sitz und pfeift ein Lied.)

Ferdinand (kommt)

Guten Tag, Mann. Du sitzt und pfeifst Dir ein Lied. Du mußt vergnügt sein.

Anton

Wer hinderte mich daran? Die Welt ist doch schön.

Ferdinand

Ja, sie ist schön und breit und groß und weit.
Entronnen nun dem dumpfen Elternhaus
steht sie mir offen, wie ein junger Tag.
Wie schön ist sie. So blau der Himmel und
so hell die Sonne, und so frei ich. Auch
die Stadt ist schön und winklig und vertraut,
und fast geheimnisvoll. Hier will ich
die Rechte hören auf der hohen Schule
und glücklich sein.

Anton

Gewiß Herr. Die hohe Schule ist ein schönes Gebäude. Besonders von außen. Was meint Ihr? Aber Wirtshäuser sind gut von innen. Ihr seid doch hoffentlich von Euren Eltern reichlich ausgestattet worden?

Ferdinand

Mein Vater hat nicht geknausert, und meine Mutter gab mir ein weiteres.

Anton

O die Mutterliebe. — Aber habt Ihr schon die Liebe eines Mädchens?

Ferdinand

Wie?

Anton

Hört ihn fragen. Wie? Wie? Seid Ihr ein Kastrat, oder habt Ihr Keuschheit geschworen?

Ferdinand

Nein, nein. Ich möchte wohl auch eine Frau
zu meinem Glücke haben. Aber wie
sie finden, die ich will! Denn, hörst Du Mann: —
Sie muß sehr schön sein, und ihr Körper
muß weich sein wie ein Blumenkelch, und ihre Brust
muß straff sein, und ihr Haar unter der Achsel muß
wie Fließ aus Seide sein.
Und, und .....

Anton

Herr, da wüßte ich, was Ihr braucht.

Ferdinand

Willst Du mich einer Hure verkuppeln?

Anton

Einer Hure, Herr? Nein. Sie ist meiner Schwester Kind und leidet an ihrer Jungfernschaft. Ich will sie Euch verschaffen, weil Ihr stolz und edel seid, und mich dafür belohnen werdet.

Ferdinand

Du bist ein schurkischer Kuppler. Aber wenn sie nur schön ist. Ich will Dir Geld geben. Führe mich zu ihr. . Aber daß ich Dich dann nicht mehr sehe.

Anton

Ich werde nie mehr in Eure Nähe kommen, Herr.

(Sie gehen miteinander redend ab.)

(Es kommen Octavian und Karol.)

Karol

Wie weit bist Du mit Deinem Drama, Octavian?

Octavian

Es reiht sich Szene an Szene. Aber es will nicht fortkommen. Mir fehlt die rechte Lust am Schaffen.

Karol

Stimmt's Dich nicht traurig?

Octavian

Traurig? Nein! Warum! Man hat nicht immer Lust. Es kommt schon wieder.

Karol

Meinst Du? Ich freue mich, daß ich Dich getroffen habe. Man sieht Dich gar nirgends mehr. Früher kamst Du abends zum Wein, und plaudertest mit den Künstlern. Aber seit Du eine Frau hast, bist Du den Freunden verloren gegangen.

Octavian

Eine gute Frau ist mehr wert als alle geistreiche Gesellschaft.

Karol

Ich möchte den Geist nicht missen, obzwar ich auch eine herrliche Geliebte habe. Du trafst mich auf dem Wege zu ihr. Sie hat heißes Blut und kühle Haut.

Octavian

Du sprichst von Katharina. In der Tat. Sie ist wunderschön. Und man beneidet Dich um sie.

Karol

Obschon sie mich sehr viel kostet. Ich habe ihretwegen große Schulden gemacht.

Octavian

Du Schulden? Was tut's? Du kannst sie bezahlen, da Du reich bist.

Karol

Mein Vater ist reich. Das ist nicht dasselbe.

Octavian

Doch! Denn Du wirst ihn beerben.

Karol

Zu seinen Lebzeiten nicht, und er wird mich überdauern. Er hat jung geheiratet. Es ist unverantwortlich von Vätern gehandelt, so früh Kinder in die Welt zu setzen.

Octavian

Gewiß! Aber lebe nun wohl. Ich will meiner Frau entgegen.

Karol

Und ich der Geliebten. Wer ist besser dran?

Octavian

Des Nachts Du, am Tag ich.

Karol

Was ist besser: Tag oder Nacht?

Octavian

Beides zu seiner Zeit.

Karol

So ist es, und beim Nachtwächter umgekehrt.

(Sie gehen lachend nach einem Händedruck durch den Hintergrund ab.)

(Katharina kommt.)

Katharina

Nein, nun hab ich's satt. Ich laufe mir die Füße wund und finde ihn nicht.

Karol (kommt zurück)

Grüß Gott Dich, Kätchen. Ich sah Dich eben von weitem kommen.

Katharina

Was fällt Dir ein, nicht des Morgens bei mir vorzusprechen? Mit einem Blumenstrauß und einem glühenden Herzen?

Karol

Mein Herz glühte und ein Strauß welkt in meinem Zimmer. Ich wollte zu Dir. Da aber traf ich einen Freund, der mich aufhielt. Auch hatte ich Geschäfte.

Katharina

Hättest Du Geschäfte, wärst Du Deines Vater lieber Sohn. Aber Deine Geschäfte sind verwerflich. Du gehst zu Juden, Dich beschneiden zu lassen. Wieviel Zinsen forderte Salomon?

Karol

Mehr als Deine Liebe mir ersetzen kann.

Katharina

Wie Schurke? Bin ich eine Dirne und mein Leib eine Rechenmaschine?

Karol

Nein Kätchen, nein. Denn seine Süßigkeiten sind nicht zu zählen.

Katharina

Deine Schmeicheleien sind plump und verfehlen ihren Zweck. Du siehst mich verstimmt.

Karol

Katharina, nicht doch! Ich habe gefehlt. Aber was soll ich tun, Dich zu versöhnen?

Katharina

Gib Geld.

Karol

Aber Kätchen! Schon wieder Geld! Schon wieder?

Katharina

Beim Goldschmied liegt ein wunderbarer Ring. Ein Smaragd von fein gefaßten Diamanten umrahmt. Den will ich kaufen.

Karol

Kätchen, Du richtest mich zugrunde. Wären meine Schulden mein Vermögen, so wäre ich ein schwerreicher Mann.

Katharina

Wenn dem so ist, so hast Du keinen Grund, geizig zu sein.

Karol

Ich habe erst diese Nacht dreitausend Dukaten im Spiele verloren.

Katharina

Grund genug, mir weitere dreitausend zum Ausgleich zu schenken.

Karol

Zum Teufel, Katharina, glaubst Du, ich sei eine melkende Kuh?

Katharina

Glaubt' ich das, hätt' ich Dir Hörner verschafft. Aber es ist immer noch Zeit dazu.

Karol

Katharina! Was kostet der Schmuck?

Katharina

Tausend Dukaten. Nicht mehr und nicht weniger.

Karol

Ich kann es nicht, ich kann es nicht.

Katharina

Wer zwingt Dich dazu? Leb wohl, Karol.

Karol

Wo willst Du hin?

Katharina

Hm! Ich weiß es noch nicht. Was kümmert's Dich.

Karol

Wo Du hin willst?

Katharina

Ich sagte Dir ja. Ich weiß es noch nicht.

Karol

Zum Teufel. Da ist das Geld.

Katharina

Karol, Lieber!

Karol

Nenn mich nicht »lieber«. Was ist lieb an mir? Ich bin ein Nichtstuer und Schwächling. Und warum? Weil Du da bist mit Deiner schamlosen Schönheit und Deinen weißen Armen.

Katharina (nähert sich ihm)

Karol!

Karol

Kommst du mir schon wieder nahe mit Deinen ganzen sinnraubenden, verfluchten Parfüms, mit Deinem weichen, schmiegsamen Körper. Laß mich. Ich will stark bleiben.

Katharina

Karol!

Karol

Geh, laß mich. Ah. — Dein Atem — küsse mich nicht — küsse mich! O! — Du!

Katharina

Karol! Lieber! Mein Karol.

Karol ⟨hingegeben⟩

Ja. Ja. Dein Karol.

Katharina

Komm nun. Wir wollen den Ring kaufen.

Karol

Ja, den Ring für deine schmalen Finger, und dann gehen wir zu Dir!

Katharina

Vielleicht.

⟨Karol und Katharina gehen durch den Hintergrund ab. Von rechts kommt Ferdinand, von links Peter unter allen Zeichen der Aufregung angestürzt.⟩

Ferdinand

O, daß ich diesem Weib alle Knochen zerbrechen könnte.

Peter

Gebt sie mir, daß ich sie in Stücke reiße.

Ferdinand

O meine strahlenden, himmlischen Ideale.

Peter

O meine grenzenlose, hingebende Liebe.

Ferdinand

Fest sitz ich nun in einem stinkenden Morast.

Peter

Der Schmerz schlägt über meinem Haupte zusammen. Ich ersaufe darin. ⟨Sie bemerken einander.⟩

Ferdinand

Sie scheinen erregt, mein Herr.

Peter

Eine Wellenbadschaukel, Kindern zum Spiel gegeben, kann nicht erregter wogen, als mein Inneres. Aber auch mit Ihrer Ruhe scheint es nicht weit her zu sein.

Ferdinand

Meine Ruhe ist zum Teufel und dient ihm beim Fußballspiel. Ha, Liebe! Der das Märchen erfunden, sollte gehängt werden.

Peter

Gehängt, gevierteilt, gerädert, geköpft und bei langsamem Feuer verbrannt.

Ferdinand

Ich weiß nicht, warum Sie auf die Liebe fluchen. Sie sind ein begabter Bildhauer und haben ein schönes Weib.

Peter

Haben Sie meinen kämpfenden Jüngling gesehen?

Ferdinand

Ja, und fand ihn von hervorragender Schönheit.

Peter

Und doch versichere ich Ihnen, mein Herr, ich würde meine Seligkeit dran setzen, hätte ich Hammer und Meißel nicht dazu benutzt, diesen Jüngling in Marmor zu hauen, sondern ihm den Schädel zu zerschmettern. Ich habe untrügliche Beweise, daß er mich mit meiner Frau betrogen hat.

Ferdinand

Das ist freilich ein großes Unglück. Aber denken Sie sich. Ich komme unschuldig und doch nach Liebe dürstend in diese Stadt und werde einer Hure verkuppelt, die mich zur Kloake macht und davonläuft. Ich denke mir, Ihre Frau wird bereuen und Sie werden ihr verzeihen.

Peter

Sie ist durchgegangen. Ich suche sie, um sie umzubringen. Helfen Sie sie mir suchen.

Ferdinand

Ich suche meine eigene Hure. Ha, da hinten seh ich sie.

Peter

Da seh ich auch mein Weib.

(Beide stürzen nach verschiedenen Seiten ab.)

(Peter kommt zurück und schleift seine Frau Louise an den Haaren nach sich.)

Louise

Erbarmen, Peter.

Peter

Kein Erbarmen. Kämen
Tote aus den Gräbern für Dein Leben bitten,
Du stirbst.

(Ferdinand kommt und schleppt Mäuschen hinter sich.)

Ferdinand

Du büßt es mir.

Mäuschen (stürzt zu Louise und Peter)

Gnädige Frau, gnädiger Herr, schützen Sie mich vor diesem Menschen. (Sie umklammert Louise.)

Peter

Zwei Mäuschen, die sich aneinanderklammern
und doch ersaufen werden. (Louise zurückreißend) Ah Louise! (er zieht einen Dolch.)

Louise (auf den Knien)

Peter, ich fleh Dich an.

Peter

Fleh Gott an und nicht mich.
War ich in Deinen Händen weich wie Ton,
Dein Freveln hat zum harten Steine mich
gebrannt, an dem Du Dich zerschellst.

Mäuschen (will fliehen)

Zu Hilfe.

Ferdinand (hält sie)

Du bleibst. Erst siehst Du das, dann rechte ich mit Dir.

Louise

Verzeih mir, Peter.

Peter

Wenn Du tot bist vielleicht. (Er ersticht sie.)

Louise

Ha, ich sterbe. (Sie stirbt.)

Peter

(sieht starr hin, stürzt sich dann auf Ferdinand, packt ihn, schüttelt ihn und brüllt)
Bist Du zu Stein geworden. Schuft. Steht da

mit zwei gesunden, jungen Armen und
hält meine Mörderhand nicht mit Gewalt zurück.
Schliefest Du? Was ließest Du's geschehen? Sprich Du.

Ferdinand

Wenn Sie, mein Herr, Ihre Gattin aus gerechtem Zorn erdolchen, darf ich Sie nicht hindern. Seien Sie meiner Hochachtnng versichert. So sollte es allen Frauen ergehen, die zu Huren werden.

Peter

Beschimpf sie nicht. Ich gab Dir nicht das Recht dazu. Sei Mensch, Kerl. Spiele nicht Geschick und sei nicht Fratze. Siehst Du sie. Tot. Tot. ⟨Er wirft sich über ihren Leichnam.⟩
Louise. Du. Hätt ich Dich nie geliebt.
Aber ich liebte Dich. Und darum starbst Du auch.
Ich liebte Dich zu sehr und liebte Dich
zu wenig darum. Großer Gott. Louise!
Warum der andere? All mein Herz war Dein.
In Marmor schlug ich Deine Glieder und berauschte
an Deiner Schönheit meine Kunst. Vielleicht
zu sehr die Kunst, zu wenig mich. ⟨Er erhebt sich.⟩

⟨Zu Ferdinand⟩

Sehen Sie mich nicht so verdutzt an, mein Herr. Ich rede in Gemeinplätzen. Aber wer wäre ein Mensch und so seiner Herr, in Verzweiflung geistreich sein zu können. Ich stelle mich der Polizei. Man wird Sie als Zeugen vor Gericht laden. Sie werden bekunden, daß ich meine Frau mit Vorbedacht umgebracht habe. Ich lege auf mildernde Umstände kein Gewicht. ⟨Er geht ab.⟩

Ferdinand

So werden Huren bestraft.

Mäuschen

Du bist von Sinnen, Ferdinand. Ich tat Dir nichts.

Ferdinand

Wie? Deinem zerzausten Körper opferte ich meine Unschuld und statt Offenbarung ist mir der Ekel gekommen.

Mäuschen

Weil es vorbei ist, Närrchen. Vorher fandst Du es süß. Weiß ich nicht trefflich zu küssen. Ist mein Körper nicht biegsam unter Dir wie eine Schlange?

Ferdinand

Das ist ja das Grausige, daß ich's schön fand.

Mäuschen

Und würdest Du's nicht wieder schön finden?

Ferdinand

Doch. Und darum haß ich Dich so.

Mäuschen

Haß mich doch! Schlag mich doch!

(Ferdinand schlägt sie.)

Ferdinand

Da. Da. Fühlst Du meine Hand.

Mäuschen

Wie gut Deine Schläge tun.

Ferdinand (erregt)

Weib!

Mäuschen

Willst Du nicht wieder mit mir gehen?

Ferdinand

Wieder mit Dir gehen und dann wieder Ekel empfinden und dann wieder mit dir gehen und dann mit einer anderen. Wieder Lust und wieder Ekel! Lust, Ekel, Lust, Ekel Bis der Ekel überhand nimmt und ich meine ausgemergelten Knochen als Zierde an einen Zimmerbalken hänge.

Mäuschen

Was redest du. Komm lieber.

Ferdinand

Meinetwegen. Es bleibt sich doch alles gleich. (Beide gehen ab.)

Anton (kommt)

Man hat Karl als Leiche aus dem Wasser gezogen. Er sprang

hinein, nießte noch einmal und versank. ⟨Er erblickt Louisens Leiche.⟩ Ha! Noch eine Leiche. Und Blut. Selbige ist erstochen. Es ist Louise, des Bildhauers Weib. Hm. Sie war eine schöne Frau. Und liegt nun mausetot und allein auf dem Pflaster wie eine erschlagene Ratte. Sonderbar. Sie ist noch rosig und auch noch nicht starr. Und doch. Wen reizte sie nun zur Umarmung? Keinen. Hm. Und dabei ist's, als ob sie nur schliefe. Das Blut. Nicht viel mehr, als hätte sie sich mit dem Brotmesser geschnitten. Sie ist tot. Und darin liegt's. Tot ist doch wohl schrecklich. Brrr!

Schlägt da ein kleiner Fleischklumpen Herz, macht, daß sie Hände und Beine rühren kann, und ihr Körper ist inniges Ziel von tausend Wünschen. Nun schlägt das Herz seit einigen Minuten nicht und ihr Anblick bringt Grausen. Ich werde sie in die Morgue schaffen.

⟨Er pfeift einem Statisten und beide tragen die Leiche fort.
Es kommen Oktavian und Mathilde.⟩

Oktavian

Setz Dich her, Mathilde, und höre. Eine Szene, mein ich, die trefflich gelungen ist. Leander trifft Ate im Park.

Leander: Treff ich Dich, schöne Ate, hier im Hain,
Wo Nachtigallen Liebeslieder schlagen.
Ate: Leander Du? Zur Zeit stellst Du Dich ein.
Ich hab Dir etwas wichtiges zu sagen.
Leander: Du mir. Ich bebe. Doch von unsrer Liebe.
Ate: Ja freilich. Damit ist's vorbei.
Für Damon brennen itzo meine Triebe.

Mathilde

Ah. Die Peripetie. Ich finde die Verse wundervoll, Oktavian.

Oktavian ⟨das Blatt zerreißend. Verzweifelt.⟩

Zuckerwasserverse. Dutzendware. Es geht nicht mehr. Ich bin verwässert durch und durch.

Mathilde

Oktavian. Welch ein Ungetüm. Bezähme Dich.

Oktavian

Ha, Falsche! Wie? In eines Fremdlings Armen

Find ich den süßen Leib. Heraus mein Schwert.
Ich sehe dieses und ich lebe noch.
Fällt Jovis Donner nicht mit Ungestüm
Auf mich, und klafft die Erde nicht
Und schlingt Euch in den wildentbrannten Schlund. —
So dichtete ich früher, Verse von Leidenschaft durchglüht. Und nun!
Ich will Schuster werden.

Mathilde

Ich finde die sanften Verse, die Du nun dichtest, schöner und lieblicher, Oktavian. Sind sie nicht wie unsre Liebe?

Oktavian

Gewiß. Ich will Schuster werden.

Mathilde

Früher triebst Du Dich mit allen Frauenzimmern herum, aber nun hast Du mich, und Deine Seele hat Ruhe.

Oktavian

Ruhe. Ja. Gut zum Stiefel besohlen. Laß mich Schuster werden.

Mathilde

So werde Schuster, Oktavian. Als Meister einer ehrsamen Zunft wirst Du uns reichlicher Brot schaffen, mir und den Kindern.

Oktavian

Meinst Du! Gut. Aber dann will ich gleich lieber Bäcker werden.

Mathilde

Bist Du verstimmt, Oktavian?

Oktavian

Nein, nein.

Mathilde

Ich bin Dein treues Weib. Oder bist Du nicht glücklich mit mir?

Oktavian

Glücklich, um unglücklich zu sein.

Mathilde

Komm nach Hause zu den Kindern, Oktavian.

Oktavian ⟨auffahrend⟩

Mathilde. Betrüge mich! Bestiehl mich! Oder küsse mich, daß ich vor Begierde meinen Verstand verliere. Es muß etwas geschehen.

Mathilde

Komm. Oktavian, komm! Du weißt, wenn Du mich begehrst, bin ich des Nachts Dein.

Oktavian

Ich komme. ich komme. Morgen lerne ich backen. Aber ich wollte....

Mathilde

Was wolltest Du?

Oktavian

Nichts. Ich komme. ⟨Sie gehen ab.⟩

⟨Es treten auf Karol und Anton von verschiedenen Seiten.⟩

Anton

Grüß Euch Gott, gnädiger Herr. Um ein Almosen möcht ich bitten. Die Zeiten sind schlecht.

Karol ⟨gibt ihm⟩

Du hast mehr als ich.

Anton

Mag sein. Aber nicht Ihren Kredit, und ein großer Kredit ist besser als ein großes Vermögen.

Karol

Wahrlich, die Zeiten müssen in der Tat schlecht geworden sein, wenn Packträger witzig werden.

Anton

Witz, gnädiger Herr, ist der Bitternis Kind. Es gibt heuer viele Leichen.

Karol

Wie das, viele Leichen?

Anton

Mein Amtsbruder Karl ersäufte sich.

Karol

Ich bedauere sein Ende. Aber er war konsequent bis zum Tode. Saufen und voilà.

Anton

Wasser zum Schluß, Herr. Das gibt zu denken, daß der Schluß wässrig ist. Der Bildhauer Peter hat in Eifersucht seine Frau erdolcht.

Karol

Ich hörte es. Es war männlich gedacht und töricht gehandelt. Wie meinst Du, soll ich mich umbringen?

Anton

Durch Gift, Herr, durch Gift. Auch darin liegt Konsequenz.

Karol

Und Du fragst nicht einmal, warum ich mich töten will.

Anton

Wozu, Herr. Wann hätte ein Selbstmord einen so stichhaltigen Grund, daß er sich zu hören verlohnte.

Karol

Nun, ich werde mich töten, weil ich über eine Million Schulden habe, sie nicht bezahlen kann, mein Vater sie nicht bezahlen will, mein Kredit erschöpft ist, und ich als armer Mann zu leben, oder im Schuldturm zu sterben, keine Lust habe. Sind das Gründe genug?

Anton

Ja, aber nicht stichhaltig und, wie ich sagte, nicht verlohnend, sie zu hören.

Karol

Wie dem nun aber auch sei. Ich werde Gift nehmen. Sage Du meiner Geliebten, ich hätte ihretwegen mein Geld verloren und wäre zu Tode gegangen.

Anton

Habt Ihr noch Bargeld bei Euch? Dann gebt es mir, Herr.

Karol (gibt)

Hier. Lasse für meine Seele beten. (Ab.)

Anton

Für seine Seele beten? Wozu? Besaß er eine, was ich nicht glaube, ist sie doch zum Teufel.

⟨Katharina kommt⟩

Anton

Karol ist tot. Er nahm Gift.

Katharina

Weißt Du einen Nachfolger für ihn?

Anton

Ja. ⟨Er bringt einen taprigen Greis.⟩ Hier ist er.

Katharina

Soll ich Dich lieben, alter Mann?

Der taprige Greis

Liebe mich. Denn ich bin taprig.

Katharina

Ja, Alter, Du gehörst bald in den Himmel.

Der taprige Greis

Hähä. Himmel.
Willst Du mich in den Himmel schicken
O Katharina, schöne Frau,
Solls Dir in Deinen Armen glücken.

Katharina

Komm, Alter. Dichten ermüdet vor der Zeit.

⟨Sie zieht ihn mit sich fort.⟩

Anton

Alter schützt vor Torheit. Er bereitet sich einen schnellen, lieblichen Tod. Nun ist niemand mehr da, den ich verkuppeln könnte. Denn Kätzchen stirbt im Spital. Ich werde mich aufhängen. Der Einfachheit halber, und das ist ein stichhaltiger Grund.

Der Zwischenvorhang fällt.

NACHSPIEL

Die arkadische Landschaft des Vorspieles.
Uriel kommt mit dem Jüngling.

Uriel

Das Spiel ist aus. Und alle sind dahin,
erhängt, vergiftet und erdolcht, ertrunken,
vernichtet, ruiniert und in den Schmutz gesunken.
Sag, steht nach Liebe noch Dein Sinn?
Du sahst ihr auf den unverhüllten Grund.

Jüngling

Die Frauen hatten, ach, so roten Mund,
und wonnig bebten unterm Tuch die Brüste.

Uriel

Wie. Tötete ich die verruchten Lüste
nicht durch das Puppenspiel?

Jüngling

Gewiß, ich schaute
es mit Schrecken und mit Staunen an.
Doch, wenn mir auch vor all dem Schrecken graute
Hätt' gern beim Spiel ich selber mitgetan.

Uriel

Weh mir, was höre ich.

Jüngling

Die alte Wahrheit:
Es schafft sich jeder gerne selber Klarheit.
Und sah ich auch, daß Brunst und Liebe töten.
was tuts? Sie sind zum Leben mir von Nöten.

Uriel

Unseliger, so muß ich von Dir scheiden
Erfolglos. Hüte Dich, Du Tor.
Willst Du die Liebe und die Brunst nicht meiden,
so steht das Ende schrecklich Dir bevor.

Leb wohl. Was soll ich noch vergeblich schwätzen.
Du wirst am eigenen Starrsinn Dich zerfetzen. ‹Ab.›

‹Es kommt der Puppenspieler, ein ehrwürdiger Greis.›

Jüngling

Wer bist denn Du?

Greis

Ich hielt die Fäden
der Puppen in dem Puppenspiel.

Jüngling

Du spieltest, Greis, wie es mir wohl gefiel.
Doch willst auch Du gegen die Liebe reden,
bei mir hat Deine Warnung gar kein Glück. —
Ich breche selber gern mir das Genick.

Greis

Wie soll ich gegen Liebe mich erfrechen,
der ich das Liebesspiel ja selbst erfand,
der ihre Fäden hält in seiner Hand.
S'ist Menschenlos an Liebe zu zerbrechen
und darum Menschenpflicht. Du sahst nicht viel.
Von Brunst und Küssen voll nur war das Spiel.
Welch winzig kleiner Teil von allem Lieben! —
der große Rest ist unsichtbar geblieben.
Denn Liebe ist weit mehr. Liebe ist Leben,
Liebe ist die Natur, ist Alles, Gott.
Liebe ist in das kleinste Nichts gegeben,
und darum lauert hinter allem: Tod.
Der Liebe allerheiligstes Symbol,
starb Christ am Kreuze auf dem Golgatha.
Und Jünger alles großen Schmerzes voll
jubelten weinend doch: Halleluja.
Liebe, o Jüngling, weil Du leben mußt,
und lebe, weil Du sterben willst.
Wo wäre dieses Lebens große Lust,
wenn Du im Grab nicht Deine Sehnsucht stillst?

Leb wohl. Ich geh mit meinen Marionetten.
Du bleibst, und wirst dem großen Schicksal Dich verketten.
⟨Er geht. Der Jüngling ergreift die Laute und singt⟩:

Der Jüngling

O Doris, süßes Mädchen, Du
Wie Lilien ist Dein weißer Schoß,
Dein Busen flattert frei und bloß,
Raubt meinem Herzen alle Ruh.

⟨Während des Gesanges verschließt der Vorhang langsam und leise die Bühne.⟩

Ende.

Ernst-Erik Schwabach.

Märzdorf, im August 1913.

DIE KATHOLIKEN IN DEUTSCHLAND

AUF einigen Katholikentagen war viel Reden über die inferiore Stellung der Katholiken in Deutschland, inferior seien sie — bis auf den Prozentsatz, den sie an Gefängnisse stellen und an geistliche Würdenträger — auf allen Gebieten und dem der Geldmacherei ganz besonders, worin die Protestanten und selbstverständlich die Juden viel erfolgreicher wären. Es gab oft eine herzbrechende Jammerklage darüber. Dr. Hans Rost, ein katholischer Journalist, wollte dieser Sache auf den Grund kommen, er stellte genaue Untersuchungen an, fertigte statistische Tafeln und fand in einem Buche, dessen Ehrlichkeit sein bestes Teil ist, den Schluß: »Die gegenwärtige wirtschaftliche Rückständigkeit der deutschen Katholiken ist unbestreitbar.«

Wir sind als ganz gewöhnliche Katholiken mißtrauisch gegen jene unserer Glaubensbrüder, Laien und Kleriker, die es auf sich genommen haben, unsere politischen Geschäfte zu führen, — nicht etwa mißtrauisch gegen diese Geschäfte, die uns als strikt gegen den Glauben gehend längst evident sind. Es gibt keine katholischen Geschäfte außerhalb der Kirche. Daß andere darüber anderer Meinung sind, regt uns nicht weiter auf. Wir wissen, daß weit über die Hälfte aller der Männer, die in der Geschichte der Kirche eine Rolle spielten, wenn auch bona fide, eine Rolle *gegen* unsern Glauben gespielt haben, dessen Göttlichkeit sich vielleicht darin am stärksten zeigt, daß er diese Feinde im eigenen Hause ohne Schaden vertrug und weiter vertragen wird. Wir machen keine Ausflüchte, wenn man uns dutzendweise Päpste und Prälaten aufzählt, die Lumpen, sehr menschlich, aber gar nicht christlich waren. »Rom ist die apokalyptische Hure geworden«, sagte der heilige Bonaventura, als Gregor der Elfte fünf Bischöfe exkommunizierte, weil sie die Ernennungs-

kosten nicht zahlten, die übrigens auch heute noch als Taxen von der Kurie eingezogen werden. Wir wissen um alle diese Menschlichkeiten der Kirche Bescheid, schwindeln sie nicht weg und tun nicht unglücklich darüber. Christi Kreuz ist schwer, und wenige sind auserwählt zu der Stärke, daß sie es tragen könnten ohne mehr als dreimal zu stürzen. Unseren Katholiken, die sich um unsere geringe Fähigkeit zum Kapitalismus sorgen, in Parlamenten und Zeitungen, denen mißtrauen wir das, was sie gar so viel gestikulieren: den Glauben selber, dessen einfache Grundwerte ihnen abhanden gekommen scheinen über ihrer politischen Geschäftigkeit.

Sollte die Klage der Katholikentage über unsere wirtschaftliche Rückständigkeit gar Klage über das der Kirche allzugering zufließende irdische Gut sein? Muß man sich in Rom einschränken und möchte nicht? Die Fragen sind mindestens erlaubt. Gewiß, wir leben nicht mehr in Zeiten, wo ein Innocens III. sein ungeheuerliches Dekretale erlassen konnte, auch die berühmten captiosi laquei haben wir nicht mehr, und des Dominikanerpredigers Barette Antwort auf die Frage nach dem Weg ins Paradies: hoc dicunt vobis campanae monasterii: dando dando dando, sie wäre ein übertriebenes Epigramm bei dem wenigen dare heutiger Zeiten. Verglichen mit den schönen Summen, die in früheren Jahrhunderten bei der Kurie eingingen, kommt der heutige Bettel fast schon Christi Befehl nahe Gratis accepistis, gratis date ‹Matt. 10, 8›. Man hat ja durch die Montagninibriefe einen Einblick in die poveren Geschäfte bekommen, die päpstlichen Orden und Ehren verkaufen sich schon für lächerliche Summen, die Masse muß es machen, und das Bankhaus Rothschild. ‹Brief von Merry del Val vom 9. Juni 1908: »Die hunderttausend Francs, die Ihnen vom Nuntius in Madrid übergeben wurden und über deren Verwendung Sie noch Instruktionen bekommen, sollen in spanischer 4% Rente konvertiert und in Kontokorrent Nr. 4 beim Bankhaus Gebrüder Rothschild hinterlegt werden.«› Es muß schmerzlich sein, bei den Rothschilds zu hinterlegen und das Wunder der Geldvermehrung von ihren jüdischen Händen zu erwarten, aber warum sind die Katholiken auch wirtschaftlich so rückständig? Es ist Zeit, an der Hand von Dr. Rosts Buch diese Tatsache zahlenmäßig festzustellen. Wir unterbrechen unsere trübe wirtschaftliche Vermutung über die Ur-

sachen jener Klage, so nahe sie auch liegt und so viel sie für sich hat, wenn wir den Brief eines Erzbischofes lesen, der sich über die unlautere Konkurrenz beklagt, die sich in Seelenmessen auftut: »Moyennant une cotisation minime, les pieux industriels qui propagent ces dévotions garantissent une participation certaine à une nombre merveilleux de messes. Un des derniers prospectus que nous ayons vu n'hésite pas a annoncer mille messes pour vingt sous! Cette façon . . . se généralise dans l'Eglise, des personnes pieuses, même des religieux se font les entremetteurs de ce commerce . . . Lorsqu'on peut avoir tant de messes à si bon marché, à quoi bon recourir à son curé, qui est obligé de s'en tenir aux tarifs en usage?« Aber es liegt uns hier wichtigeres ob als uns um das Geschäft der Geschäftigen zu kümmern. Das sind menschliche Dinge, wenn auch nicht gerade die menschlich besten. Uns kümmert, ob die göttlichen Dinge in den Händen Dieser auch in den rechten Händen sind. Wir nicht weiter offiziellen Christen haben ein lebhaftes Interesse daran, die auf ihren Glauben zu prüfen, die ihn ex officio haben sollen oder, sofern sie Laien sind, ihn uns als besonders Begnadete zum Beispielnehmen vorreiten in Parlamenten und auf Kongressen. Wir nichts weiter als ganz simple Katholiken, die wir von Protestanten und Juden auf allen Gebieten geschlagen werden . . .

Was immer der Statistik zugänglich ist, hat Dr. Rost mit viel Geschick und großer Unbefangenheit in sein Buch gebracht, und wir lesen: unser Landvolk ist wesentlich katholisch, unser Stadtvolk protestantisch selbst dort, wo die Stadtumgebung katholisch ist, und in Städten mit protestantischer Minderheit hat diese doch in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht die Führung. »Städte aber, sagt der Verfasser, sind die Brennpunkte der Intelligenz und des wirtschaftlichen Fortschrittes.« Das deutsche Reich hat nach dem Zensus von 1907 62,1 Proz. Protestanten, 36,5 Proz. Katholiken und etwas über eine halbe Million Juden. In Land- und Gartenbau sind 55,6 Proz. Protestanten und 44,2 Proz. Katholiken beschäftigt, welch letzte Ziffer über den normalen Bevölkerungssatz hinausgeht. Nimmt man die einzelnen ländlichen Berufe vor, so gestaltet sich das Verhältnis überall dort noch ungünstiger für die Katholiken, wo diese Berufe

mehr Intelligenz oder Geschick verlangen, so haben in Gartenbau und Forstwirtschaft die Protestanten 8,8 Proz. mehr als die ihnen proportionale Zahl, die Katholiken um 8,1 Proz. weniger, bei den »leitenden Persönlichkeiten« — Verwalter, Inspektoren und so — fallen die Katholiken um 12 bis 15 Proz. unter die ihnen eigentliche Zahl. Noch ungünstiger für die Katholiken ist das Resultat im Handel und Industrie. Ihre normale Prozentzahl erreichen und übertreffen sie nur in den Berufen der Steinmetzen, Maurer ‹meist Italiener› und Brauer. In Handel und Finanz stehen die Juden weit voran, die Katholiken sehr weit hinten an dritter Stelle. In dieser kat' exochen kapitalistischen Tätigkeit schneiden sie am schlechtesten ab. In den Künsten haben die Protestanten ein Plus von 6,7, die Katholiken ein Minus von 7,6 Proz. In den Militär- und Zivilbeamtungen, dem Hof- und Kirchendienst sowie in allen Lehrberufen bleiben die Katholiken mit 10 bis 20 Proz. unter der Proportion, und diese Ziffer würde noch ungünstiger, wären in den verschiedenen kirchlichen Beamtungen und Würden die Katholiken allen andern nicht um 12 bis 50 Proz. voraus. Was durch die katholischen Orden seine Erklärung findet. Die Fakta, sagt Dr. Rost, sind noch betrüblicher als die Zahlen. Denn während praktisch von irgendeiner Näherung der Nicht-Katholiken an den Katholizismus keine Rede sein kann, gibt es »viele tausende«, die in dieser Statistik als Katholiken nur deshalb stehen, weil sie getauft und nicht aus der Kirche öffentlich ausgetreten sind, und gerade solche Katholiken gäbe es am meisten in den gelehrten Berufen und unter den »leitenden Persönlichkeiten«. Würde die Statistik nicht über Katholiken, sondern über die gläubigen Katholiken geführt, so würde die Rückständigkeit noch eklatanter nachzuweisen sein. Noch einmal kommt Dr. Rost statistisch bei der Frage, ob diese wirtschaftliche und intellektuelle Rückständigkeit der deutschen Katholiken durch ihre höhere Moralität kompensiert würde. Er verneint diese Frage, indem er nachweist, daß zu der Gefängnisbevölkerung die Katholiken 2,7 über ihre numerische Proportion stellen, während die Protestanten mit einem Minus von 2,3 darunter bleiben, wobei die Zahlen noch nicht einmal die ganze Wahrheit sagen, denn die Protestanten lebten in den Städten, die einen weit höheren Prozentsatz

zu Verbrechen stellen als das Land, auf dem die Katholiken leben.

Das wären die Zahlen der unstreitbaren Fakten. Was sind die Ursachen der Erscheinung? Wo sind die — Remedien?

Die Protestanten machen für den Rückgang den katholischen Glauben selber verantwortlich. Man kennt das, und braucht sich dabei nicht aufzuhalten. Es wird ein aufs Intensivste gesteigerter Industrialismus als einzig richtige Norm genommen und was an dieser Norm gemessen zu kurz kommt für rückständig erklärt. Die Vergottung des irdischen Lebensgutes schließt jeden andern Gottesdienst aus, sofern er mehr als eine kleine Seitenkapelle beansprucht. Der katholische Glaube verlangt den Hauptaltar. Dabei muß das Geschäft zurückgehen, denn auf dem Hauptaltar soll und muß eine aufs Praktische gerichtete Messe celebriert werden. Nach heutiger Anschauung. Aber wir wollen kein asketisches Ideal predigen, wollen mit nichten die Erde und das Leben schlecht machen, denn von unsern natürlichen Neigungen ganz abgesehen, heißt uns Christus die Erde und das Leben lieben, wie keiner diesen Zuruf jauchzender getan hat.

Denn dass Christi Lehre und Beispiel sich gegen das Wohlbefinden auf Erden gewendet hat, eine solche Behauptung ließe sich vielleicht mit irgendwelchen christlichen Theologen stützen, niemals aber mit der von Christus gepredigten Lehre und dem von Ihm gelebten Leben selber. Es mag uns erlaubt sein, von der Theologie abzusehen, denn der Glaube ist ja nichts Wissenschaftliches, wenn auch ethische und theologische Systeme von ihm ausgehen können, — er ist ganz Leben, und Leben heißt Tun, nicht Spekulieren. Ja, das Leben steht nicht höher, aber auch nicht niedriger als der Glaube, und ein unvollkommener Glaube disqualifiziert nicht mehr als ein unvollkommenes Leben. Die Klage über den wachsenden Mißerfolg der Katholiken, als welche die Nachkommen der ersten Christen sind und Christi Werk, legt die Frage nun zunächst: warum hatte Christus Erfolg? Wir wollen eine Antwort versuchen, als ob es keine christliche Theologie gäbe, sondern nichts als die unbestreitbare Tatsache des Erfolges, nämlich die christliche Kirche, und kein anderes Dokument als die vier Biographien unseres Herrn, deren kritische Prüfung wir nicht kennen brauchen, da sie Details betrifft, die uns hier nicht kümmern. Warum also war Christus erfolgreich? »Jeder Bestandteil

der religiösen Wahrheit wird, vom Ganzen getrennt, zum Einwand« — dieser Satz des Kardinals Newman gilt auch für die Person Christi, deren Vielfaches wohl zerlegbar, dessen einzelne Teile so aber nicht zwingend sind. Christus tritt mit ganz außerordentlichen persönlichen Ansprüchen in die Welt und im geglaubten oder verlangten Besitz einer grenzenlosen Nacht. Er beansprucht Gründer, Gesetzgeber und künftiger Richter einer neuen Gemeinschaft, eines Gottesstaates zu sein, mit »Himmel und Hölle in den Händen«, ohne Hilfe irgendeines, ohne Hilfe von irgendwas, das Menschen sonst vereint, Blut-, Wort- oder Interessengemeinschaft. Zu diesem außerordentlichen Mut, der allein Ihm kein Herz geöffnet hätte, gesellt sich, daß Er diese Macht vollkommen unerdlich braucht und mit einer Güte, die bis auf den heutigen Tag die immerfließende Quelle aller Besserung in der Welt ist. Die Einzigkeit der Erscheinung Christi liegt in dieser Verbindung von Macht und Güte und in dem ruhigen und sichern Vertrauen auf das Gelingen, wie es nie einer hat, der sich erst zur Macht emporarbeitete, um dann seine großen Absichten auszuführen. Christus sagte: »Ich bin Euer Herr« und gründete die neue Gemeinschaft. Ist der Erfolg schon erklärt? Daß einer eine mir fremdartige Macht besitzt ist kein Grund, daß ich seine Lehre als die Wahrheit annehme. Die Macht mag mich erschrecken, muß mich aber nicht überzeugen. Das Gesetz der Liebe, das Christus lehrt, ist, so göttlich auch immer, eine Vorschrift, und die Menschen sind nicht so eifrig, Worte der Weisheit dankbar zu befolgen. Der gewinnende persönliche Charakter, die Verfolgungen, das Martyrium: auch diese können es nicht sein, die den Erfolg entschieden. Es bleibt noch das Wunder, welches man als das besondere Mittel anspricht, mit dem Christus Seiner Absicht den Erfolg gegeben haben soll. Die Evidenz der Wunder, ob sie wirklich oder eingebildet waren, kümmert uns nicht. Wichtig ist allein, daß Christus bekannte, Wunder zu tun. ‹Für uns steht das Wunder außer Zweifel. Glaubten wir darin den Evangelien nicht, hätte es keinen Sinn, ihnen überhaupt etwas zu glauben, und Jesus Christus wäre eine mythische Figur.› Und Christus spricht immer die Wahrheit oder Er ist nicht. Der Herr macht nun von dieser Seiner Kraft, Wunder zu verrichten, den sparsamsten Gebrauch, denn Wunder erschrecken, und Er wollte

Sein Reich ja nicht auf den Schrecken der Menschen, sondern auf ihr Gewissen gründen, wollte das Leben der Menschen nicht zerstören, sondern retten. Wunder haben an und für sich keine überzeugende Kraft. Stärker schon haben sie sie, wenn der, welcher diese Kraft besitzt, sie nicht übt. Keiner von Christi Feinden bezweifelte, daß Er mit dem Bösen im Bunde stehe und schlimmsten Übels gegen sie fähig sei. Aber sie glaubten auch, daß Christus Sich freiwillig dieser Macht begeben habe, daß Er sie nicht nützte gegen Seine Gegner, daß Er sie nur mit Worten verwieß, und das glaubten sie richtig so und faßten Mut gegen Sein Leben, dessen wundertätige Kraft sie nie bezweifelten. Christus blieb der Menschensohn bis in Sein Absterben: und dies ist die Antwort auf die Frage, warum Er Erfolg hatte. Er lebte, ein Gott, unter den Menschen wie ein Mensch, aß und trank mit ihnen, jedem zugänglich, jedem dienend mit Tat und Wort, voll fröhlicher Herzlichkeit, lachte mit dem, weinte mit jenem — mit aller göttlichen Kraft ausgestattet tat Er dieses moralische Wunder weit über alle physischen, daß Er sich zum einfachen Menschen mäßigte und ruhend war in seiner Größe und so bis ins schwerste Leid sein Menschtum hielt, die Menschen nicht aufgab und Sich nicht Seiner göttlichen Kraft für Sich Selbst bediente. Er impostierte seine Macht nicht wie ein Held. Er setzte sie nicht durch Überredung und Überzeugung Seiner guten Lehre durch wie ein Weiser, sondern: Er überzeugte die Menschen von Seiner grenzenlosen Macht, die nichts von Menschen braucht, indem Er sich den Menschen so opferte, daß Er nichts tat, als mit Enthusiasmus und Ergebenheit ein Mensch sein. Die Menschen sahen: Er lebte ein armseliges dürftiges Leben und änderte das nicht aus Seiner Macht, Ihn hungerte und Er konnte doch Steine in Brod verwandeln, Ihn dürstete und wurde doch Wasser, wollte Er, zu Wein, man verfolgte Ihn, und Er entzog sich nicht, man kreuzigte Ihn und Er starb wie der rechte und der linke Schächer, und hatte doch die Macht des Königs aller Könige. Das sahen die Menschen, hörten es bekräftigt in Seinen Worten: daß Er mit aller Wundermacht doch lebte und starb wie ein gemeiner Mensch aus Liebe zu den Menschen, aus Enthusiasmus für das Leben der Menschen, dem Er sich selbst als Opfer auferlegte, — und das entschied den Erfolg.

Wir können das Maß des Herrn nicht für die Teilnehmer an Katholikentagen und für Niemanden aufstellen, denn Christus selber, der Menschensohn, stellte für Sich das Maß der Menschheit auf und nannte den geringsten dieser Menschen seinen herzlichen Bruder. Wie kämen wir dazu, christlicher zu sein als Christus selber? Einen höheren Standpunkt zu den Menschen zu haben als Er? Zu tun, als ob uns Schlechtigkeit der Menschen mehr schmerzte als Ihn? Das war ja gerade unseres Herrn Erfolg, daß Er keinen Menschen niedriger kannte als Sich selber und keinen von Natur aus unfähig sah, zum rechten Leben zu kommen, ohne sich zu entmenschlichen! Christi Maß war der Mensch, und Seinen Enthusiasmus für die Menschheit müssen wir haben, von dem Er sagte, daß er alles sei und daß nichts sei ohne ihn. Die kleine Routine der Welt haben wir ja schnell heraus, nicht aber, wie diese Routine ändern. Erfahrung ändert ja nichts oder immer nur bis zur nächsten Gelegenheit. Den Enthusiasmus, der die Kraft ohne Grenzen hat, sich selbst zu propagieren, den brauchen wir und auf dem bestand Christus bei jedermann, nicht nur bei wenigen Auserwählten. Unser Glaube ist kein Erziehungsmittel, und er wird ein hypokriter verdorbener Konventionalismus, wenn er nur lauwarm die Tugend flatiert und nicht heiß und sieghaft das Sündhafte anflammt. Ohne Enthusiasmus mag die Kirche eine ganz nützliche Institution bleiben, aber sie wird so bald eine unmoralische und schlechte werden. Es scheint, man ist auf dem Weg dahin für die Weile, die Gott den Menschen sich zu irren gestattet aus Bonhomie. Wie ein gut gelaunter Vater seinen Kindern für eine Weile erlaubt, einen Mordsspektakel zu machen.

Man will aus der katholischen Kirche eine nützliche Institution machen, den Begriff Nutzen gemessen an dem, was man so heute darunter versteht. Wenn Katholiken, besorgt darüber, daß sie in ihren Reihen »nicht genug Millionäre und Kommerzienräte« haben, sagen, es würde zu viel Geld unwirtschaftlich etwa für Seelenmessen ausgegeben, dann sollten sie auch schon die Courage haben, die Abschaffung der Seelenmessen zu verlangen: denn entweder bedeuten sie viel für den Gläubigen, der dann ein Narr wäre, legte er nicht all sein Geld in Seelenmessen an, oder sie bedeuten gar nichts. Zu handeln ist da nichts. Die politischen Katholiken klagen sicher mit

Recht, daß sie in Deutschland nicht paritätisch behandelt würden und dadurch ins Hintertreffen kämen. Als Katholiken? Als katholisch Gläubige? Doch wohl nur in ihren Ansprüchen auf Landratstellen, Professur und derlei. Wir vermögen nicht zu sehen, wie diese Dinge zusammengehören. Hat der katholische Glaube den in dieser Schrift immer wieder betonten Kulturwert, den auch wir nie bezweifeln, so kann der doch nicht vom Einkommen alteriert werden. Der Tisch eines katholischen Tischlers, die Beamtenschreibereien eines katholischen Landrates sind doch wohl nicht die höheren Kulturwerte und besser als Tische und Akten eines anders konfessionalen Menschen. Es heißt da in dem Buche, die Katholiken müßten der katholischen Religion jene Bedeutung zurückgewinnen — frägt sich nur, worin sie ihre Bedeutung verloren hat und womit sie zurückzugewinnen ist. Die Antwort zeigt nicht, daß man eine Vorstellung von der Bedeutung der Kirche besitzt. Es heißt da: das Zentrum muß stärker noch als bisher darauf passen, daß auch die Katholiken zu Stellen kommen. ‹NB.: »Was die deutschen Katholiken heute erreicht haben, das haben sie alles ihrer politischen und sozialen Organisation und der Stoßkraft ihrer Weltanschauung zu verdanken«›. Die verschiedenen katholischen Gesellschaften müßten dem Volke die Pflege der Wissenschaft empfehlen. Der katholische Kaufmann soll »wagemütiger» sein und »die jüdischen Vorzüge solider Art nachahmen.« Die Frauen sollen Christbaumschmuck, Kruzifixe und Gebetbücher nicht »beim Juden kaufen«... Kurz und gut faßt das der zweite Vize der katholischen kaufmännischen Vereine auf der Mannheimer Katholikenversammlung in die begeisternden Worte zusammen: »Über dem idealen Streben darf das Ringen nach materiellem Erfolg nicht beiseite gelassen werden, im Gegenteil! Wir müssen zahlreiche katholische Kommerzienräte und Millionäre haben...« Wir zweifeln nicht daran, daß die katholische Frau, wenn sie nicht dem Beispiel der Kurie folgt und nicht das Gebetbuch bei einem Juden kauft, das Einkommen des katholischen Händlers erhöhen wird und das dadurch das verlorene Terrain dieser katholischen Kultur in Bälde wieder zurückerorbert sein wird. Die gute Frau wird als gute Katholikin nur gar nicht einsehen, was ihr kleiner Handel mit ihrem großen Bedürfnis zu beten zu tun hat. *Franz Blei.*

ÜBER PAUL CLAUDEL

DIE heutige Kunst zieht sich auf die ihr eigentümliche autonome Kraft zurück. Die Maler gedachten des optisch Elementaren, der apriorischen Grundlagen ihrer Kunst. Wir sehen die Dinge nicht, sie umschmeichelnd oder ihnen unterworfen, vielmehr nach den uns gemäßen Elementen, wodurch sie Körper werden. Der Raum bedeutet uns nicht ein suggeriertes Medium, oder farbige Assoziation, er gilt uns als Sinn des Malens überhaupt. Malen heißt Raum schaffen, zu gesetzmäßigen Körpern verdichten, die auf eine heftige plastische Einheit zusammengedrängt werden.

In jeder unserer heutigen Künste bemerkt man ein Erwachen autonomer Kräfte, eine Zunahme bewußter Aktivität. Diese ist nur gesetzmäßig zu äußern möglich, somit gewinnen wir vielleicht die Kraft der Demut zurück, den Willen zum Stil, der das Absonderliche verstößt.

Man warf uns vor — »Ihr seid Schulmeister, von Abstraktionen verführt, steril ist euch Hirn und Auge, ihr vergaßt die Kraft der Anwendung. Abstraktion ist unsinnlich, undichterisch, ist das tote Ende jeden Prozesses.«

Es ist zu entgegnen: »Wir gebrauchen keine Abstraktionen. Gerade wir schaffen das unmittelbare: Elemente, die Voraussetzung des Lebens sind, das nötige, Langvergessene.«

Man darf manch heutigen geradezu als Künstler des Unmittelbaren ansprechen.

So verfuhren auch einige unserer Dichter, sie verschmähten die Einzelanekdote, die Nuance beschreibender Übergänge und geben einen Stoff, der auf die Elemente, das Nötige zurückgebracht ist, eine Sprache, die im Dichterischen, dem Gleichnis, verbleibt, eine Dichtung, der kein stoffliches Prinzip, wie Milieu und s. f., unterschoben ist.

Dichten gilt den Neuen nicht für geschmackvolles Ordnen des irgendwie gegebenen Stoffes. Sie glauben, daß den autonomen Formen des Dichterischen autonome Gebilde entsprechen, die gleichsam von Beginn an spezifisch dichterisch sind. Nehmt den Croquignol des Charles Louis Philippe, dessen Tod Frankreich auf den Mund schlug. Croquignol ist nicht Bureaubeamter oder Pariser, oder Zimmermieter, Croquignol ist die Organisation bestimmter unmittelbarer Empfindungen, die sich auf nichts beziehen, als andere Empfindungen, diese Elemente jeder zeitlichen Darstellung.

Nehmen sie den Immoralisten Gides. Enthüllt Picasso die geistigen Teile, wodurch wir körperlich empfinden und gestalten, Gide gibt ihnen die Dinge in die Hände, wodurch ihre Empfindung zum Gedicht wird. Immerhin — er ist analytischer, rückschauender, posthumer als der instinktive Pflastervermesser aus Moulin.

Der Ahne dieser Dichter ist Mallarmé, der unermüdliche Sucher eines distinguierten Absolutums, eines engen Traums, er glaubte, solle das Gedicht nie die Zone des Regellosen kreuzen, bedürfe es ungemeiner Distanziertheit, Ferne. Er lehrte: nicht ein Objekt, sondern die rein sprachliche Empfindung des Traums, des Imaginären ist Gegenstand des Dichterischen. Ihm war das Gedicht zu einem Mysterium absoluter Sprache geworden, deren Formel der Deutsche Hegel aufgestellt hatte: »Ein Dasein, das unmittelbar selbstbewußte Existenz ist.« Mallarmé suchte den schwierigen Punkt, wo die Sprache sich durch das Fixiertsein allein rechtfertigen kann, durch den Gegensatz des geschriebenen Schwarz und des unerschlossenen Weiß des Papiers. ⟨Ich zeige auf seinen unveröffentlichten Coup de Dès hin.⟩

Aber Mallarmé war im Grunde nicht nur Fanatiker des Absoluten, er war Dandy und originell und ging von der Lehre des Spleens aus, dieser Quelle jeder reinlichen unromantischen Phantastik. Er gewinnt sein Imaginäres, die Umsetzung merkwürdigerweise aus dem impressionistischen Moment der sensibilité, trotz aller Parnassiens war er durchaus Impressionist und originell, identifizierte das Absolute mit dem Seltenen. Also eine Individualitätstrebung.

Mallarmé lehrte, das Gedicht dürfe nirgends ein reales Objekt nennen, also er haßte das Gleichnis, das zum allegorischen Gegenstand der Bedeutung rennt. ⟨Denn die Allegorie bezieht sich ver-

gleichend auf das Objekt, sie meint die Dinge der andern Ebene, sie besaß nie Form.) Die Dichtung hingegen bezieht sich auf den rêve, die sensibilité. Mallarmé verbot die Dinge und lehrte den bildhaften Zusammenhang.

(Mitunter täuscht der Allegoriker die Kette seiner Gleichnisse so genau zusammen, daß man glaubt, das Allegorische sei auf dem Weg zum gemeinten umgekehrt und renne im eigenen Kreise herum. Vielleicht ist der Artist dieser gehemmte Allegoriker.)

Mallarmé lehrte: die Sprache ist das ganze Gedicht, sie trägt den Traum, der spezifisch in der Sprache deutbar sein muß. Der Traum ist Einordnung der Bilder (imaginations) die auseinander hervorgehen, nicht nach logischen Bedingungen, sondern der Tonverwandschaft nach, dieser alten Kraft.

Die Präludien des Denkens, des Psychologischen sind überschritten. Und nichts ist Abbild oder bedeutet einen Gegensatz, sondern gilt autonom, d. i. selbstgemäß.

Diese Dichtung ist im gewissen Sinne gänzlich unintellektuell, da sie dies versenkte. Es ist spirituelle und spezifische Kunst, da alles Fremde geopfert wurde.

Begreiflich, daß diese wichtige dichterische Konstruktion der angetönten Surrogate bedurfte, des Künstlichen, der Distanz, die der gründlichen Reinheit fast zuwider gehen, zumal das Künstliche nicht selbständig ist, sondern irgendwie noch verneint und opponiert, für das Absolute mochte das Seltene gelten, das neben dem Néant, dem Leeren mühselig wächst. Man erinnere sich Mallarmés Angst vor le vide, der weißen mystischen Sterilität, die bereits bei den Ahnen Beckford, Poe und Baudelaire anhebt.

Rimbaud zog in den voyelles aus der Lehre den gelungenen Schluß, da ihm tatsächlich aus den Lauten die Bilder entstehen.

Wir stellten fest: dem eigentlich Dichterischen entsprechen autonome, gleichsam transzendente Gebilde als Gegenstand, d. h. solche, die eine anekdotische, zu beschreibende Welt übertreffen, die als »Stoff« schon Schöpfung oder Traum sind. Diese Gebilde stellen die Elemente unserer geistigen Existenz dar, sie garantieren uns die Dauer des geistigen Prozesses.

Gewisse geistige Gebilde gehen aus dem Religiösen hervor und

gewannen in der Kirche sinnliche Form und Tektonik. Hier sind geordnete Elemente gegeben, die von Beginn an imagination sind, jedoch nicht im Sinne einer Einbildung ⟨fantaisie⟩, sondern einer geistigen Wirklichkeit, von Funktion und Kraft.

Mit dem religiösen erhebt sich nicht nur vielleicht ein Drama des Elementaren, sondern zunächst und vor allem ein Monumentales. Wir führen dies prinzipiell aus.

Das religiöse Drama besitzt einen Zeitbegriff, wie er keiner anderen Art des dramatischen Darstellens angehört.

Die Zeit der Tragödie ist ein Paradox, sie hebt sich selbst auf, da sie auf einem Streit der Kontraste aufgebaut ist, das Geschehnis zerreißt in der Dissonanz der Gegensätze, welche die Zeit jeweils für sich erkämpfen, und besteht nur als fixierte Ordnung.

Nicht weniger widerspruchsvoll ist das Mysterium geartet, das die Ewigkeit umspielt. Vor dem Ewigen ist alle Zeit nichts, und nicht der Vorgang ist wesentlich, sondern die fest geltende Doktrin, das Resultat: die bestätigten ewigen Regeln. Der Vorgang ist nur eine zentripedale Modulation des jeweiligen Erfassens des Ewigen.

Die Tragödie ist kontrastierend, zentrifugal und negativ.

Das Mysterium ist einheitlich, zentripedal, vereinheitlichend, bestätigend, selbst im Zugrundegehn.

Dies meinte wohl Nietzsche, da er das Gefühl des Überflusses im Tragischen der Griechen, des Aischylos herausstellte. Jeglicher Schrecken, jede Angst, jeder Haß ist im Mysterium positiv bestimmt, als Bestätigung der göttlichen Regel.

Das Mysterium ist die monumentale Form des Dramas. Vor dem Ewigen vergeht das Einzelne. Die Situation wird zum Prinzipiellen ausgedeutet und alles kehrt in die Verkündigung zurück, vor der diese Welt nur als Gleichnis bestehen kann ⟨hier ist das Tragische jedes heidnischen Mysteriums bezeichnet, worin kein Jenseits als Ziel, als Höchstes geglaubt wird⟩. Dem Christen wird durch die Bestätigung des Ewigen jeder Zeitbegriff zum Paradox, das Endliche, Geteilte ist nichts, das Zugrundegehen — Auferstehen in der Seligkeit und der Moment, das Wunder, bedeutet den jähen Eingang zum Ewigen. Das Leben wird durch das Wunder Funktion des Ewigen, das sich im Leben nur in der Antinomie bestätigen

kann. Der Glaube ist die Voraussetzung dieses Aktes und darum gerät dem Gläubigen das Leben und nicht das Ewige zum Paradox. Die zeitliche Handlung trägt nur den Sinn im Augenblick des Wunders, um das Ewige und Gott zu erkennen.

Im Mysterium ist das Ende eindeutig, »tout est fini«. Es ist vor dem einzelnen Stück da, die Spannung, die das Zeitliche der Tragödie als positive Kraft betont, scheidet aus, »delivrez moi du temps«. Wir erwarten nur die »explosion intelligible«, in der das Ewige rein dasteht und spricht: »il n'y a plus de mortel avec moi«.

Dramatisch ist nur, daß die Gnade herbeigesprochen wird mit der »grande haleine pneumatique«, der Kampf der Bilder, der Imaginationen, die vor der geistigen, fast puristischen Absicht des Mysteriums leicht dekoriert wirken können. Das Emporsteigen zur Gnade selbst ist plötzlich und vielleicht dramatisch insofern das Jenseits dem profanen Zusammenhang unserer Welt entfremdet ist, der Vermittelung bedarf und nur durch die eine Umkehr erlangt wird.

Der christliche Mensch ist anscheinend dramatisch, soweit er sich aus dem Zustande der Erbsünde erheben will, doch zugleich höchst undramatisch, da Christus die Welt von Beginn an erlöst hat und somit alles getan ist. In der Erbsünde ist ein dialektischer, ja dramatischer Zwiespalt gegeben, der eine Allgemeinheit zu binden vermag. Allerdings verhehlen wir nicht die Gefahr, daß vor dem vergleichlosen Ewigen das Zeitliche, also die Handlung, das Schauspiel für einen Umweg oder eine Ausrede gelten kann, zumal das Böse im Mysterium von vornherein als Nichts und im besten Fall für ein Wortgeklingel verachtet wird. Das Mysterium agiert seiner Natur gemäß optimistisch.

Die ewigen Dinge, zu denen jedes Mysterium strömt, sind unumgänglich und dogmatisch. Jeglicher Ausgang ist vorbestimmt und drum wird sich leicht die Gefahr einer gegnerischen Dialektik erweisen.

Mallarmé war im gewissen Sinn orthodox. Allein galt seine Gläubigkeit einem indifferenten Néant, er war orthodox, da sein Glaube kein Objekt besaß.

Anders Claudel, der mit der Kraft des Gläubigen, ja bisweilen mit dem brutalen wortgeschwollenen Reichtum des Bekehrers dasteht. Ihm ist die Wirklichkeit, die gedacht, bestätigt und gedichtet werden

kann, von Beginn an die katholische Welt, und das Gefäß, das die verstrebenden Wasser zum Strom sammelt, die Kirche.

Ein äußerst Gebautes, eine gegliederte Form ist Gegenstand eines Dichtens, man möchte fast sagen, Claudel ist Dichter durch die Kirche, die vor ihm eine geschlossene Welt, in der alles vollbracht ist, ausbreitet. »La creation est finie.« Diese katholische Welt gilt ihm für in Ewigkeit bestimmt.

Gegenstand der Claudelschen Dichtung ist nicht das Einzelne, sondern das Methaphysische. Sein Drama bedeutet nichts anderes als Vermittlung des Letzten, das ist Ritus, Opfer, Wunder und Lehre. Er bedient sich dieser Akte im Sinne Baudelaires, der die Sakramente ein Mittel der Dynamik nannte und schrieb: »das Opfer und das Gelübde sind die erhabenen Ausdrucksformen und Symbole des Austauschs.« Das Tragische gilt im Mysterium nur so weit, als der Mittler des Methaphysischen stirbt, denn das Wunder bezieht sich nicht auf jenen, sondern die andern. Dem Mittler gehört die Verzweiflung und er vollzieht in sich das Opfer. Das Wunder entsteht aus der Verzweiflung, die den Glauben gewinnt. Es ist wichtig, daß der Glaube die Verzweiflung voraussetzt — dadurch wird er unmittelbare Kraft, dramatische Kraft — nicht Meinung. Der Glaube ohne Handlung, ohne Opfer kommt fast einer Theorie und zum wenigsten pretenziöser Behauptung gleich. Da das Wunder die Projektion der innerlichen Ewigkeit ist, eine sinnliche Schöpfung, muß es sich nötig immer auf die anderen beziehen, und wenn auch nur als Beispiel. Der Gläubige selbst bedarf des Wunders nicht, drum postuliert dies das sichtbare Drama.

Das Mysterienspiel ist ebenso griechisch wie katholisch, denn beide Welten dichten aus reinem religiösen Zentrum, sollte eine Analogie für Claudel gefordert werden, so nennen wir bedenklich Aischylos, dem jener hie und da die Klischees einer Botenrede oder einer Komposition von Chor und Einzelrezitativ entleiht.

Die christliche Welt ist bejahender Natur, wenn man das Wunder anerkennt, d. h. zugesteht: die ewigen Regeln werden durch das Wunder erkannt ‹denn jene werden erst im Paradox deutlich, in der sinnlichen Antinomie unserer Welt›, und der Weg völliger Umkehr durch die Gnade muß beschritten werden.

Also — Gegenstand Claudels, das Ewige. »Delivrez moi du temps«. Das Absolute gilt ihm, dem er die Kirche gleichsetzt, denn dem katholischen Menschen ist die Kirche unbedingte Voraussetzung der Religion.

Claudel ist kein Mystiker, dem das All ins Namenlose aufgeht, was jeden Dichter notwendig zerstörte. Das Absolute des Mystikers löste die Kirche auf, während diese dem Katholiken das Absolute durch das Dogma, d. i. die bis ins einzelne genaue Vorschrift, erst garantiert.

Claudel meint immer das eine: die Lehre, und er schrieb verschiedene Agenden nur, insoweit er von anderen Teilen derselben Lehre ausgeht.

Claudels Drama ist im gewissen Sinne dualistisch. Der katholische und der noch nicht katholische stehen gegeneinander, die Kirche und das Chaos, das gleichgerichtete Gesetz und die Verwirrung, die noch nicht bestätigte Zeitlichkeit und das Ewige, und vor allem die Natur, die dem katholischen Menschen zum Mittel und zum Gleichnis entschwindet.

Wir sagten bereits: es bezeichnet das literarisch Monumentale, daß es unfragwürdig, unabgeleitet von irgend welch Zufälligem auftrete, denn es darf nicht allein ästhetisch geglaubt werden, sondern religiös, dem Monumentalen widerspricht das Spezifische, Einzelne, es verlangt die Anstrengung aller Kräfte und vor allem darf der fragwürdige Gedanke einer Genetik nicht aufsteigen, die Lehre, die Handlung muß gleichsam vor dem einzelnen Spieler bestehen, er empfängt sie als fertiges Geschenk und die falsche Aktivität des Psychologischen ist ausgeschlossen.

Darum entsprechen einer so gerichteten Absicht am ehesten Stoffe, die bereits konventionell sind, zumal das Monumentale, dem nichts mit dem Außerordentlichen gemein ist, die Dauer und unbeugsame Stete seiner Mittel und Stoffe dartun muß. Vor bereits Gekanntem erfaßt uns nicht die Spannung vor dem Stoff, dem Geschehnis, ungeteilt und gleichgerichtet vernehmen wir das rezitierte Wort. Die Ereignisse sind in der konventionellen Fabel uns wie simultan gegeben, nur vermag die Sprache sie nicht in einem Atemzug mitzuteilen. Voraussetzung eines Dramas ist jedoch nicht irgendwelche

Lehre, sondern das dramatisch vorbestimmte Gleichnis, der Mythus. Das Christentum besitzt in einem gewissen Sinn nur einen: das Leben Christi. Alle anderen modulieren die Kraft dieses unbesieglichen Lebens. Die Lehre ist geradezu in Christi Leben gegeben und somit besitzt der Katholik eine dramatische Lehre. Diese anzuwenden ist der katholische Dramatiker beauftragt, der den vorgewußten Typ der Ereignisse umschreibt. Er gibt die Varianten und wie Christi Leben in Respons und Antiphone gegliedert ist, so das dramatische Klischee der katholischen Lehre, gipfelnd in der Hymne des Übergangsursprungs in die Gnade.

Mit dem Leben Christi ist die dramatische Welt des Katholiken fast erschöpft. Es verbleibt nur das Nachahmen, das stets wiederholte Errichten des Vertrags, des Ausgleichs zwischen dem Ewigen und dem Menschen. Vor allem, und dies ist wichtig, stellt Claudel den Menschen heraus, an dem die Dinge der Welt zum Gleichnis geraten, wie dieser Mensch wiederum ein Gleichnis ist. Dies ist wichtig, denn es verbürgt scharfe Grenzen der gedichteten Bezirke, einen Stufenbau von Gleichnissen.

Wir sahen: Gegenstand des Claudelschen Dichtens ist ein bereits äußerst Geformtes, die Kirche, behandelt er diese nicht unmittelbar, so wählt er ein anderes, bereits tektonisches Gebilde zum Stoff: die Stadt, das Königtum, Claudel liegt nichts an den Dingen, sondern an ihren Prinzipien, die im Menschen sinnenfällig werden. Jedoch nicht ganz — die Prinzipien überschreiten den Menschen: um König zu sein muß sich der König opfern und ebenso schenkt sich der Heilige dem Wunder.

Was verbleibt dem Dichter, wo sein Stoff bereitet und seine Menschen bestimmt sind? Er, die ewigen Dinge konstituierend, ist nur die parole intelligible dieser. Der Natur allerdings auferlegt er umso herrischer die dem Menschen gemäße Ordnung. Die Dinge, die sich Gottes Hand entziehen sind die »Nullheit«. Claudel sucht nicht eine neue Erde, sondern die Bestätigung Gottes, der sich dem Menschen im Wort spendet. Alt ist der Gott, und vielleicht neu das Wort: »aus mir kommt ein Neues, seltsam ähnelnd hervor.«

Es verbleibt dem Dichter die gedrängte Fülle der Gleichnisse, wodurch jegliches Ding auf dem Menschen und dieser wiederum als

être fini in die Vollkommenheit Gottes gezogen wird. Wer aber nicht diesem geordneten ausgeglichenen Kreis einbeschrieben ist, nicht an Gott glaubt, glaubt nicht an das Sein und haßt sich selbst, denn Gott bedeutet dem methaphysischen Optimisten Claudel ein unendliches Wachstum, eine unbedingte Bejahung.

Diese Menschen des Dichters und ihre Landschaft sind mit einem Gesetz gemessen, woran jedes automatisch zum Gleichnis wird. Die Dinge sind vom Vertrag mit Gott durchtränkt. Die Rede entspricht den Formen des kirchlichen Gebets und ist von bekehrender Dialektik und gebieterischer Katechetik erfüllt.

Und doch sind diese Gedichte vielleicht nur Umschreibungen. Das Dramatische gerät am Katholizismus zu geschehnisloser Scholastendialektik. Eine ungeheuere Wiederholung des Dogma, diese Dinge wurden oft und beispiellos ausgesprochen, diese Dramen sind Paraphrasen, wenn nicht gar überfüllte Allegorien der Dogmen.

Das bereits aufgestellte Dogma verführt zu falscher Rhetorik, es bedarf nicht der Rede, sondern des Glaubens. Die Mystiker meinten die Stille, in seiner letzten Ode erbittet Claudel sonderlicherweise: »Gib, daß ich ein Wort ohne Klang sei und wie ein Säer der Stille«.

Wir glauben: L'arbre ist das zu rhetorische Panorama des katholischen Gesetzes, der plastische Fall wird vom »Ewigen« gar zu hemmungslos absorbiert. Das Absolute enthüllt man zu ungeduldig, zu häufig, statt daß es als steile, sehr dünne Spitze der Pyramide dastehe. Die Kette der Gleichnisse vermischt die Dinge zu sehr, die Rhythmen werden von der Leidenschaft am Unendlichen ins fast Unübersehbare geweitet und gelöst, ein Atem, der fast die Lungen sprengt.

Vielleicht darf man einwenden: das Katholische schwächt die Arbeiten Claudels zu ideologischen Historiendramen.

Carl Einstein.

BRIEFE AN CÉZANNE

Paris, 3. März 1860.

Mein lieber Paul,

Ich weiß nicht recht: ich habe ein sonderbares Vorgefühl vor Deiner Reise, ich meine vor dem mehr oder weniger nahen Zeitpunkt Deines Kommens. Dich neben mir zu haben, mit Dir zusammen wie früher zu plauschen, die Pfeife im Munde, das Glas in der Hand — das scheint mir etwas so außerordentlich Köstliches, etwas so Unmögliches, das es Augenblicke gibt, wo ich mich frage, ob ich mir das nicht bloß einbilde, und ob dieser schöne Traum sich auch tatsächlich verwirklichen soll. Unsere Hoffnungen schlagen so oft fehl, daß ihre Verwirklichung uns in Erstaunen setzt und man sie erst dann für möglich hält, wenn man sich der Tatsache gegenübersieht. — Ich weiß nicht, von welcher Seite der Sturm kommen wird, aber ich fühle es wie Sturm über meinem Haupte. Du hast zwei Jahre gekämpft, um dahin zu gelangen, wo Du jetzt bist; es scheint mir, daß Dir nach all den Anstrengungen der Sieg nicht ohne neuen Kampf werden kann. Da ist der edle Gilbert, der Deine Absichten bekämpft, der Dir rät in Aix zu bleiben, ein Lehrer, der gewiß mit Bedauern sieht, daß er einen Schüler einbüßen soll. Andererseits möchte sich Dein Vater erkundigen und besagten Gilbert befragen. Dieses Winkelkonzil würde gewiß den Aufschub Deiner Reise bis August ergeben. Mir graut vor all dem, ich zittere schon davor, einen Brief von Dir zu erhalten, worin Du mir mit mannigfachem Bedauern einen Aufschub mitteilst. Ich habe mich so gewöhnt, die letzte Märzwoche als Ende meiner Einsamkeit zu betrachten, daß es mir sehr schmerzlich wäre, mich um diese Zeit noch allein zu sehen. Mein Vorrat an Geduld reicht nämlich knapp noch bis dahin.

— Schließlich befolgen wir nur den Grundsatz: »Lassen wir das Wasser fließen!« und wir werden sehen, was uns der Lauf der Ereignisse Gutes oder Böses bringt. Wenn es gefährlich ist, allzu viel zu hoffen, ist nichts dümmer, als an allem zu verzweifeln; im ersten Falle riskiert man nur die künftige Heiterkeit, während man im letzten Falle ohne Grund traurig wird.

Du stellst an mich eine sonderbare Frage. Gewiß kann man hier wie überall arbeiten, wenn man den Willen dazu hat. Paris bietet Dir übrigens einen Vorteil, den Du nirgends anderswo finden kannst, die Museen, wo Du von elf bis vier Uhr nach den alten Meistern arbeiten kannst. Du kannst Dir Deine Zeit folgendermaßen einteilen: von sechs bis elf gehst Du in irgendein Atelier, nach Modell arbeiten; dann frühstückst Du, und dann wirst Du von zwölf bis vier entweder im Louvre oder im Luxembourg die Meisterwerke, die Dir gefallen, kopieren. — Das ergibt neun Arbeitsstunden, ich glaube, daß das genügt und daß Du sicherlich mit so einer Einteilung viel erreichen wirst. Du siehst, daß uns der ganze Abend frei bleibt, und wir ihn, ohne unsere Studien irgendwie zu beeinträchtigen, ganz nach unserem Belieben ausfüllen können. Am Sonntag wollen wir nach irgendwelchen Punkten der Umgebung ausfliegen. Die Orte sind entzückend, und wenn Dich Dein Herz drängt, wirst Du dann die Bäume, unter denen wir gefrühstückt haben, auf irgendein Stückchen Leinwand skizzieren. Ich mache täglich köstliche Pläne, die ich realisieren will, sowie Du hier bist: ein poetisches Arbeiten, wie wir es lieben. Faul bin ich nur, wenn sich's um die gemeine Arbeit handelt, um die Arbeit, die nur den Körper beschäftigt und den Geist tötet. Aber die Kunst, die die Seele ausfüllt, begeistert mich, und oft, wenn ich ganz nachlässig ausgestreckt daliege, arbeite ich am meisten. Es gibt eine Menge Leute, die das nicht begreifen, und ich fühle mich durchaus nicht berufen, ihnen das verständlich zu machen. — Übrigens sind wir keine Jungen mehr, wir müssen an die Zukunft denken. Also arbeiten wir! Arbeiten wir! Es ist das einzige Mittel, ans Ziel zu kommen.

Was die pekuniäre Frage anlangt, ist es eine Tatsache, daß Dir 125 Franken monatlich keinen großen Luxus gestatten werden. Ich will Dir einen Überschlag machen, was Du ausgeben darfst: Zimmer

20 frs. monatlich, Mittagessen 18 sous und Abendessen 22 sous, das macht 2 frs. täglich oder 60 frs. monatlich. Wenn Du die 20 frs. fürs Zimmer dazu rechnest, so sind's 80 frs. monatlich. Dann hast Du noch Dein Atelier zu bezahlen, das von Suisse, eins der billigeren, kostet, glaube ich, 10 frs. Dann kommen 10 frs. für Leinwand, Pinsel und Farben, das macht 100 frs. aus. Bleiben Dir also noch 25 frs. für Wäsche, Licht und für all die Kleinigkeiten, die man so braucht, Deinen Tabak und so kleine Extratouren. Du siehst, daß Du knapp auskommen wirst, und ich versichere Dir, daß ich nicht zu hoch greife, im Gegenteil, ich nehme das geringste an. Im übrigen wird das eine gute Schule für Dich sein, Du wirst dabei lernen, welchen Wert das Geld hat und wie sich ein Mensch von Geist immer einzurichten wissen muß. Um Dich nicht ganz zu entmutigen, wiederhole ich es nochmals: Du kannst auskommen. — Ich rate Dir, diesen Überschlag Deinem Vater zu zeigen, vielleicht bestimmt ihn die traurige Realität der Ziffern, seinen Geldbeutel etwas mehr zu öffnen.

Übrigens wirst Du Dir selbst einen Zuschuß beschaffen können. Die Studien, die man in den Ateliers macht, besonders die Kopien aus dem Louvre, verkaufen sich sehr gut. Und selbst wenn Du nur eine im Monat machst, würde das immerhin die Summe für die diversen Extratouren ganz anständig erhöhen. Die Hauptsache ist, einen Käufer zu finden, aber das ist nur eine Frage des Suchens. Komm nur her, wenn das tägliche Brot gesichert ist, kann man sich gefahrlos der Kunst widmen. —

Das ist sehr viel Prosa, viel materielles Detail, da aber alles Dich selbst betrifft, und zudem nützlich ist, hoffe ich, daß Du mich entschuldigst. Dieser nichtswürdige Körper ist bisweilen sehr hinderlich, man schleppt ihn überall hin mit, und überall macht er fürchterliche Ansprüche. Er hat Hunger, es ist ihm kalt — was weiß ich! und immer ist die Seele, die ja auch gern mitsprechen möchte, genötigt zu schweigen und sich in den Hintergrund zu drücken, damit dieser Tyrann befriedigt wird. Glücklicherweise findet man ein gewisses Vergnügen in der Befriedigung seiner Bedürfnisse.

Antworte mir wenigstens vor dem 15., um mich zu beruhigen und mir die neuen Zwischenfälle mitzuteilen, die sich eventuell ereignen könnten. Auf jeden Fall hoffe ich, daß Du mir am Vortag Deiner

Abreise schreibst, und mir die Stunde Deiner Ankunft bekannt gibst. Ich werde Dich auf dem Bahnhof erwarten und Dich sofort zum Frühstück schleppen. Ich schreibe dir noch bis dahin. Baille hat mir geschrieben, wenn Du ihn vor Deiner Abreise siehst, nimm ihm das Versprechen ab, uns im September zu besuchen.

Meine Empfehlungen an Deine Eltern!

Ich drücke Dir die Hand. Dein Freund

Emile Zola.

Paris, 26. April 1860, 7 Uhr morgens.

Mein alter Junge,

Ich werde nicht aufhören, Dir zu wiederholen: glaube nicht, daß ich Pedant geworden bin. Jedesmal, wenn ich auf dem Sprunge stehe, Dir einen Rat zu geben, zögere ich, ich frage mich, ob das eigentlich meine Aufgabe ist, ob Du nicht müde werden wirst, mich schreien zu hören: »Mache das, mache jenes!« Ich fürchte, daß Du mir das übel nimmst, daß meine Anschauungen den Deinen widersprechen und daß unsere Freundschaft darunter leiden könnte. Was soll ich Dir sagen? Ich bin gewiß recht verdreht, an so Unangenehmes zu denken. Aber Du glaubst nicht, wie sehr ich das leiseste Mißtrauen zwischen uns fürchte! Sage mir doch immer wieder, daß Du meine Absichten wie die eines Freundes aufnimmst, daß Du mir nicht böse bist, wenn sie Deiner Art zu sehen, widersprechen. Daß ich deswegen nicht minder der lustige Kumpan, der Träumer für Dich bleibe, der so gerne, die Pfeife im Munde, das Glas in der Hand neben Dir im Grase liegt. Nur Freundschaft diktiert meine Worte. Ich lebe besser mit Dir, wenn ich mich ein wenig in Deine Angelegenheiten mische, ich plaudere, schreibe meine Briefe und baue meine Luftschlösser. Aber es fällt mir gar nicht ein, Dir eine Richtschnur vorzeichnen zu wollen. Nimm aus meinen Worten nur das, was Dir

zusagt, was Du gut findest, und lache über das übrige, ohne es ernst zu nehmen. Und jetzt gehe ich ganz frech auf das Thema Malerei los.

Wenn ich ein Gemälde sehe, ich, der bestenfalls Weiß von Schwarz zu unterscheiden weiß, darf ich mir natürlich nicht erlauben, das Technische zu beurteilen. Ich beschränke mich darauf, zu sagen, ob das Sujet mir gefällt, ob das Ganze mir eine Erinnerung an etwas Großes und Erhabenes wachruft, ob die Komposition Schönheitsgefühl verrät. Mit einem Wort: ohne eigentlich das Handwerk zu verstehen, spreche ich über die Kunst, über den Gedanken, der dem Werk vorherging. Und ich glaube, recht zu tun, denn nichts erscheint mir erbärmlicher als die Ausrufe der sogenannten Liebhaber, die einige technische Ausdrücke in den Ateliers aufgeschnappt haben und sie nun mit ungeheurer Wichtigkeit, wie Papageien, nachplappern. Bei Dir hingegen, der Du verstehst, wie schwer es ist, die Farben nach seiner Phantasie auf die Leinwand zu setzen, bei Dir ist es begreiflich, daß Du Dich beim Anblick eines Gemäldes mehr mit dem Technischen beschäftigst, daß Dich dieser oder jener Pinselstrich, eine Farbenmischung und so weiter und so weiter in Begeisterung versetzt. Das ist natürlich, die Idee, der Funke ist in Dir, Du suchst die Form, die Du noch nicht beherrschst und bewunderst sie gläubig überall, wo Du ihr begegnest. Aber gib acht! diese Form ist nicht alles, und worauf Du Dich auch berufen mußt, Du sollst ihr die Idee voranstellen. Ich will das erklären, ein Gemälde soll für Dich nicht bloß ein Farbengemisch auf einer Leinwand bedeuten. Du sollst Dich nicht fortwährend darum kümmern, durch welchen mechanischen Prozeß, durch welche Farbe die Wirkung erreicht worden ist. Du sollst nur das Ganze sehen, und Dich fragen, ob das Werk auch das ist, was es sein soll, ob der Künstler tatsächlich ein Künstler ist. In den Augen eines Laien gibt es ja so wenig Unterschied zwischen einem Kitsch und einem Meisterwerk. Bei allen beiden gibt es Weiß, Rot usw., Pinselstriche, Leinwand und einen Rahmen. Der Unterschied ist nur in diesem Etwas, das keinen Namen hat, und das allein der Verstand und der Geschmack offenbart. Dieses Etwas, das künstlerische Empfinden eines Unbestimmbaren ist's, das man vor allem entdecken und bewundern muß. Dann erst kannst Du versuchen, die Manier, die er anwendet, kennen zu lernen, dann kannst

Du aufs Technische eingehen. Aber, ich wiederhole es, bevor Du hinabsteigst, um derart im Stofflichen zu wühlen, in diesen stinkigen Farben, in dieser groben Leinwand, lasse Dich vor allem von der göttlichen Harmonie und von dem großen Gedanken, der vom Kunstwerk ausgeht und es wie mit einer göttlichen Aureole umgibt, gen Himmel tragen. — Es liegt mir fern, die Form zu verachten, denn ohne die Form kann man ein großer Künstler für sich sein, aber nicht für die anderen. Denn sie ist es, die den Gedanken festhält, und je größer der Gedanke ist, desto größer muß auch die Form sein. Durch sie wird der Maler verstanden und gewürdigt, und diese Würdigung ist nur dann günstig, wenn die Form ausgezeichnet ist. Ich will einen Vergleich anwenden: wenn ich mit einem Deutschen sprechen wollte, ließe ich einen Dolmetscher kommen, aber wenn ich keinen Deutschen habe, mit dem ich sprechen soll, dann brauche ich auch keinen Dolmetsch. Die Form ist der Dolmetsch, der Deutsche der Gedanke, ohne die Form werde ich nie den Gedanken begreifen, aber ich kann mit der Form nichts anfangen, wenn der Gedanke nicht vorhanden ist. Das soll Dir sagen, daß das Handwerk alles und nichts ist, daß man es unbedingt kennen muß, aber nicht außer acht lassen darf, daß das künstlerische Empfinden die Hauptsache ist. Mit einem Wort: es sind zwei Elemente, die getrennt einander aufheben, aber vereint ein grandioses Ganzes ergeben.

Übrigens spreche ich nicht in bezug auf Dich, wenn, wie ich es fest glaube, Gutes in Dir steckt, brauchst Du Dich nicht an diese etwas kindisch vorgebrachten Unterscheidungen zu halten. Jedes Genie kommt mit seinen ureigenen Gedanken und seiner originalen Form zur Welt: das sind Dinge, die nicht getrennt werden können, ohne ihren Träger, zumindest für die Mitwelt, vollkommen wertlos zu machen. Das wird besonders bemerkbar, wenn der Gedanke allein die Oberhand hat. Der arme große Mann zählt dann zu den Unverstandenen, mag auch seine Seele träumen, sie vermag sich den anderen nicht mitzuteilen. Er ist lächerlich und unglücklich. Wenn die Form allein da ist, wird der Mann, der sie besitzt, ohne die Idee zu besitzen, bisweilen ans Ziel gelangen, aber dann wird sein Beispiel ungeheuer gefährlich. Endlich komme ich zu der geschäftsmäßigen Malerei, auf die zurückzukommen ich Dir versprochen hatte. Alles,

was vorausgeht, ist nur eine lange Einleitung, jetzt kommt das, was ich Dir eigentlich sagen wollte. Der Handelsmaler kann keine Idee brauchen, er arbeitet zu schnell, um gute Kunst zu schaffen. Es ist ein Handwerk, ein Mittel, um für seine Kinder Brot zu verdienen, nichts anderes. Aber dieser verfluchte Maler beherrscht, wenn ihm auch die Idee fehlt, oft die Form, und deshalb werden seine Gemälde für die Käufer zur Falle. Man ist genötigt, zuzugeben, daß es hübsch ist, und wenn man nicht weiter geht, bewundert man dieses unwürdige Werk und ahmt es vielleicht sogar nach. Ich weiß wohl, daß es nur die Dummen sind, die auf den Leim gehen, aber wirst Du es mir übelnehmen, daß ich, sicherlich mit Unrecht, Angst bekommen und Dir als Freund zugerufen habe: »Gib acht! Denke an die Kunst, an die erhabene Kunst! Gehe nicht der Form allein nach, denn die Form allein ist nur Handelsmalerei! Gehe der Idee nach, spinne schöne Träume! Die Form wird Dir mit der Arbeit kommen, und alles, was Du machen wirst, wird groß und schön sein!« Das habe ich Dir gesagt und das werde ich Dir immer wiederholen. — Wenn Du damit nicht zufrieden bist, bist Du nicht vernünftig! Diese fünf Seiten sind die ernstesten, die ich je in meinem Leben geschrieben habe.

Erinnere Dich wenigstens an unsere Vereinbarung: falls ich Deine Anschauungen verletzt habe, beachte mein Geschwätz nicht!

Chaillan hat letzten Sonntag den ganzen Tag mit mir verbracht, wir haben zusammen gefrühstückt, zusammen genachtmahlt, haben von Dir gesprochen und unsere Pfeifen geraucht. Er ist ein ausgezeichneter Bursche, aber mein Gott, welche Einfalt, welche Weltunkenntnis! Es scheint mir wenig wahrscheinlich, daß er sich durchsetzt. Indes wird er nie unglücklich sein, und das tröstet mich einigermaßen darüber, ihn so ganz wach träumen zu sehen. Sein Charakter hat nicht mehr die impulsive Wärme der Jugend, ich habe ihn sogar im Verdacht, geizig zu sein. Mit diesen zwei Fehlern, die in diesem Fall Vorzüge sind, kann er weder Hungers sterben, noch melancholisch werden. Er wird sich immer zeitig genug in sein Dorf zurückziehen oder besser gesagt: er wird sich mit mittelmäßigen Bildern zufrieden geben, die er so teuer wie möglich anbringen wird.

Er sagte mir, er wohnt in einem Hause, in dem zwölf Mädel

logieren, das ist ihm sehr zuwider, denn sie machen einen Heidenlärm. Er will die Wohnung wechseln. Die Unschuld!

Morgens von sechs bis elf geht er täglich zu Suisse, nachmittags geht er ins Louvre. Er ist wirklich frech. — Ach, wenn Du hier wärst — welch schönes Leben! Aber wozu dieser Ausruf? Damit wir einander überflüssig bedauern!

Ich möchte Dir nicht mehr über Chaillan berichten, er will Dir nächstens selbst schreiben. Ich habe Villevieille noch nicht wieder gesehen, ich gedenke ihn bald aufzusuchen.

Was mich anlangt, mein Leben ist immer einförmig. Wenn ich über mein Pult gebeugt dasitze und schreibe, ohne zu wissen, was ich schreibe, schlafe ich mit offenen Augen, als wäre ich verblödet. Dann kommt mir plötzlich eine heitere Erinnerung, die Erinnerung an einen unserer lustigen Ausflüge, an einen unserer Lieblingsplätze, und mein Herz krampft sich zusammen vor Schmerz. Ich hebe den Kopf und sehe die traurige Wirklichkeit, das staubige, mit alten Schriften vollgepfropfte Zimmer mit seiner Unzahl idiotischer Kommis, ich höre das einförmige Knirschen der Federn, laute Worte, sonderbare Ausdrücke, und dort, auf dem Fenster, um meiner zu spotten, Sonnenstrahlen, die sich spiegeln und mir zeigen, wie die Natur draußen in Festschmuck steht, wie die Vögel melodisch singen und die Blumen betäubend duften. Ich lehne mich in meinen Sessel zurück, schließe die Augen, und für einen Augenblick sehe ich Euch vor mir, meine Freunde. Ich sehe auch die Frauen, die ich geliebt habe, ohne es zu wissen. Dann entschwindet alles. Die Wirklichkeit drängt sich mir noch schrecklicher auf, ich nehme meine Feder wieder auf und möchte am liebsten weinen.

Ach, Freiheit, Freiheit! Das kontemplative Leben des Orients! Das süße poetische Nichtstun! Mein schöner Traum! Was ist aus dir geworden!

Ich habe diesen Brief currente calamo geschrieben, ohne mich auszuruhen, ohne mein Licht zu schneuzen. Es ist bald Mitternacht und ich will mich zu Bett legen. Ich fühle mich diesen Abend aufgeregt, verzeihe mir also, wenn mein Brief verrückt ist und selbst den geringen Grad von Vernunft entbehrt, den ich sonst besitze.

Ich war nicht imstande, eine Epistel von Dir abzuwarten, um Dir

neuerdings zu schreiben, und trotzdem ich Dir nichts zu sagen hatte, wurde ich von so unwiderstehlicher Wut erfaßt, Papier zu bekritzeln, daß ich der Versuchung erlegen bin.

Ich drücke Dir die Hand. Dein Freund

Emile Zola.

Meine Empfehlungen an Deine Eltern. Soeben erhalte ich Deinen Brief. Er erweckt in mir eine wohltuende Hoffnung. Dein Vater wird menschlich. Sei fest, ohne respektlos zu sein! Denke daran, daß es Deine Zukunft ist, die sich entscheidet, und daß Dein Glück davon abhängt. Das, was Du über die Malerei sagst, wird überflüssig, sowie Du selber die Fehler des X . . . einsiehst.

Ich werde bald auf Deinen Brief antworten.

MERCEDES-AUTOMOBILE

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

VERKAUFSSTELLEN UND VERTRETUNGEN AN
ALLEN HAUPTPLÄTZEN DES IN- UND AUSLANDES

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

MAHLER MÜLLER
IDYLLEN

Vollständige Ausgabe unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Otto Heuer. Mit 13 Bildbeilagen nach Radierungen und Zeichnungen Müllers.

Einmalige Auflage von 800 numerierten Exemplaren. Drei Bände geh. M 13.50; in Halblederbänden M 18.—.

INHALT:

Einleituug / Adams erstes Erwachen / Der erschlagene Abel / Satir Mopsus / Bacchidon und Milon / Kleine Idyllen / Der Faun Molon / Die Schaf-Schur / Das Nuß-Kernen / Der Christabend / Die Soldaten / Ulrich von Coßheim / Fragmente deutscher Idyllen.

Der Dichter-Maler Friedrich Müller ist eine der interessantesten und originellsten Gestalten der Genie-Periode. An der Seite von Lenz und Klinger gebührt ihm der erste Platz. Man beginnt in neuerer Zeit seine lange fast vergessenen dichterischen Schöpfungen in erhöhtem Maße zu schätzen. Neben seinen lyrischen Gedichten, seinen Balladen bedeuten besonders seine Idyllen, die größenteils gar nicht zum Druck gelangt sind, einen bleibenden Gewinn für unsere Literatur. Manche sind heute noch verschollen, andere haben sich erst in seinem Nachlasse gefunden; ein zuverlässiger Neudruck fehlte bisher völlig. Mit den bereits bei Lebzeiten des Dichters erschienenen vereint, werden sie hier zum ersten Male in einer alle jetzt bekannten Idyllen Müllers umfassenden Gesamtausgabe dem deutschen Publikum dargeboten. Forschern und Literaturfreunden wird dies Werk nicht allein durch die wissenschaftliche Zuverlässigkeit der Neudrucke wertvoll sein; vielmehr wird gerade die Ausbeutung des handschriftlichen Nachlasses, dem die Ausgabe zwei der schönsten Idyllen, den „Faun Molon" und den „Christabend" dankt, der Publikation einen ganz besonderen Reiz verleihen. In Professor O. Heuer, dem Direktor des Frankfurter Goethemuseums, gewann der Verlag den berufensten Herausgeber für Mahler Müller. Der bekannte Forscher leitet die Publikation durch eine glänzende Charakteristik von Persönlichkeit und Schaffen des Dichters ein. 13 Originalzeichnungen und Radierungen Müllers, Blätter von entzückender Feinheit, illustrieren in gleicher Weise die Schaffensart des Malers Müller wie die idyllischen Stoffe des Dichters. So spiegelt die ganze Publikation die Persönlichkeit eines der eigenartigsten und innigsten Dichter des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts wieder. Der Ausstattung, die sich dem Geschmack der Entstehungszeit anlehnt, wurde größte Sorgfalt zuteil.

Hölderlin in der Inselbücherei. — Der Inselverlag, der diese ganz ausgezeichnete Bücherei herausgibt, kündigt zwar ein zweites Bändchen Hölderlin an, aber dem Anthologisten dieser ersten Sammlung hätte es trotzdem nicht passieren brauchen, daß er ein Gedicht von Klopstock als ein Hölderlinsches abdruckt, — es spricht das gar nicht für die innere Beziehung zu dem Dichter, die man doch von jenem, der eine Auswahl herausgibt, erwarten muß. Es ist aber auch die Auswahl schlecht. — Doch noch schlechter wählte der Herr, der zu Hebbels Lyrik in sich die berechtigende Beziehung fand: er ließ alles weg, was Gedicht ist, druckte Gelegenheitsverse ab und füllte mit Dramenstellen den Raum, für den er keine Lyrik fand. Es wäre gut, der Verlag zöge diese beiden Bändchen aus dem Handel, sie taugen nichts und das sonst so wunderschöne Gesicht der Bücherei kann Schönheitsfleckchen entbehren. *F.*

Fortsetzung Seite 45

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

Demnächst erscheint:

ERICH VON MENDELSSOHN

NACHT UND TAG

Ein Roman. Mit einem Vorwort von *Thomas Mann.*

Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Erich von Mendelssohn ist in seinem 27. Jahr gestorben, just in dem Augenblick, wo er die Kraft in sich fühlte, größere Aufgaben zu bewältigen. Er plante eine Romantrilogie — und ihr erster, im übrigen völlig selbständiger Teil, wurde abgeschlossen: »Nacht und Tag«. — Es ist eine Jugendgeschichte, eben darüber wollen wir Pädagogen und alle die sich mit moderner Erziehung beschäftigen, darauf hinweisen. Denn diese Jugendgeschichte hat ihr besonderes Gepräge. Es ist, in durchaus lebenswahrem und künstlerischem Gewand, eine Auseinandersetzung ernster Art, ein Spiegel, ein Anschauungsmittel für Jugendbildner. Der Schauplatz ist ein modernes Schulgut im Thüringischen. Drei Knaben treffen zusammen, der ganz normale Wirklichkeitsmensch Gruber, der einseitige und in seiner Einseitigkeit tiefe und ursprüngliche Wirklichkeitsleugner Uglist und Mahrensee, der Problematiker, der zwischen ihnen schwankt. Eine moderne Erscheinung, nervösen Temperaments, von Stimmungen abhängig, überempfindlich, selbstquälerisch — aber dabei von einer Zähigkeit, die ihn halten wird. Unsere Nerven sind es, die unsere Ideen bedingen, Weltanschauungskämpfe und physische Gleichgewichtsversuche, das ist die Erkenntnis, die der klare Leser aus diesem Buche zieht, Pädagogik ist eine schwierige, vielleicht unmögliche Aufgabe solchen komplizierten Naturen gegenüber, sie müssen sich selbst finden. Das Buch ist ganz unlyrisch, es ist eine dokumentarische Beschreibung von Zuständen, das macht seinen Wert aus.

FÜRSTIN MECHTILD LICHNOWSKY

GÖTTER, KÖNIGE UND TIERE IN ÄGYPTEN

Mit zahlreich. Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin
Geheftet M 6.50 · Halbl.-Bd. M 8.50, Ganzl.-Bd. M 10.—
3. Auflage

INHALT:

Assuan / Der Isistempel der Insel Philae / Nilaufwärts / Abu-Simbel / Komombo / Edfu / Luksor / Die Königsgräber / Noch mehr Gräber / An Bord der »Indiana« / Nach Abydos / Tel-el-Amarna und Beni-Hassan / Kairo / Das ägyptische Museum / Das Totenfeld von Sakâra / Die Grabstätten der Könige Cheops, Chefren, Mykerinos / Abschied.

Alfred Kerr in der *Neuen Rundschau:* Die Schriftstellerin Mechtild Lichnowsky: nicht mehr zu trennen von Träumen und Geistern dieser bluterfüllten Schattenfrift, kein Zunftglied, sondern eine Pflanzenkraft, Versteherin durch die Fingerspitzen, durch die Netzhaut, durch Ahnendes hinter der Netzhaut, durch ein Miterleben im Geblüt, aber nicht allzu versonnen, vielmehr voller Drang und Ungeduld, als ob sie wüßte: Dies Hiersein ist kurz ... Herrliches im Rebellenblut. In dieser Erdnähe. Noch in dieser wissenden Tierfreundschaft. Naturverbunden durch Ertastung — wie Bettina damals, die mit Rheinfischern, mit Beethoven, mit eines Bruders Bild in verhallten Lüften hauste. Prunkfrei. Ein in der Fülle herzhafter Mensch, der Dasein und Tod ins Auge faßt. — — Eine, die Rosmarin und verklingende Fragen und manche Maiensträuße dieser Welt unter den Sternen erkannt hat. Ein Aufenthalt hier, tapfer bezeugt. — — Man spricht zu ihr ⟨wie zum Louis Ferdinand ein gewisser Tonmeister⟩: „Gar nicht prinzlich, sondern sehr gut! Sondern prachtvoll!"

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Lettres de la Marquise Du Deffand à Horace Walpole. Edit. by Paget Toynbee. Three Volumes. Methuen, London. – Bisher kannte man 353 und meist unvollständige Briefe der Du Deffand, — ein glücklicher Zufall brachte die über der Vollendung ihrer Ausgabe vertorbene exzellente Mrs. Toynbee an ein langvergessenes Bündel, das 838 ganz unbekannte Briefe der Marquise an ihren spleenigen Freund, ihre amour de tête, enthielt, von denen nur sechs fragmentarisch sind. Die Kenner werden diese Entdeckung, die in diesen drei umfangreichen Bänden niedergelegt ist, nicht hoch genug schätzen können. Die Du Deffand ist neben der ihr so sehr verwandten Sévigné die klassische französische Briefschreiberin, geboren zynisch alle beide, die „Sainte de Livry" nur mit Honig, die Du Deffand mit Galle auf den Lippen. Keine besaß Phantasie, aber jede das lebhafteste Erfassen des Sichtbaren und eine Kraft des Ausdruckes

Fortsetzung Seit 47

ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGSNACHRICHTEN-BUREAU
BERLIN SO. 16, RUNGESTR. 25/27, SPREEPALAST

Größtes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel u. Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- u. Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. -Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. — Prosp. gratis

HOHENZOLLERN-
KUNSTGEWERBE-
HAUS
FRIEDMANN u. WEBER
BERLIN · W ·
KUNSTGEWERBE
WOHNUNGSEINRICHTUNGEN u. ANTIQUITÄTEN.

Verlag von Georg Merseburger in Leipzig

Erland Nordenskiöld

Indianerleben

El Gran Chaco (Südamerika)

Mit 162 Illustrationen und einer Karte / Preis M 7.— broschiert, M 8.50 gebunden

Aus der Fülle glänzender Urteile nur ein paar Worte Sven Hedins: „Selten hat wohl ein Forscher in das Leben und innerste Wesen eines Naturvolkes so tief einzudringen vermocht, wie Erland Nordenskiöld. Er zieht nicht, wie andere, eine unüberschreitliche Grenze zwischen seinem Zelt und ihren grasbedeckten Hütten. Mit bunten Federn im Stirnbande, ein grobes Gewebe um die Hüften, mit gemaltem Gesicht und tätowiertem Arm, nimmt er an den wilden Indianertänzen im Lichte ihrer Feuer oder bei Mondschein teil, folgt ihnen, wenn sie im Gebüsch streifen, und ist ihr Jagdgefährte. Erland Nordenskiölds Schilderung vom Leben der Indianer ist immer warm und sympathisch, oft realistisch und drastisch und manchmal rücksichtslos. Die Illustrationen sind alle hervorragend."

Malla Montgomery-Silfverstolpe

Das romantische Deutschland

Reisejournal einer Schwedin (1825—1826) nebst einer Einleitung von Ellen Key und vier Porträts

Preis M 6.— broschiert, M 7.— elegant kartoniert, M 8.50 in Halbleder gebunden

„Mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten kommt die Verfasserin auf ihrer Reise in Berührung. Durch Amalie von Helvig geb. Imhoff lernt sie in Berlin Fouqué, Chamisso, W. v. Humboldt, Gneisenau, Schadow, Savigny, Mendelssohn und Henriette Herz kennen. — — Die Aufzeichnungen geben uns aber nicht nur einen Einblick in das Wesen bekannter deutscher Persönlichkeiten, sie enthüllen uns in der Schreiberin selber einen Frauencharakter von starker geistiger Aufnahmefähigkeit, tiefen Liebes- und Freundschaftsempfindens." (Artur Brausewetter, Frankf. Zeitung.)

Gustaf Froeding · Gedichte

Preis in Ganzleinen geb. M 5.—, in Halbpergament mit Seidenüberzug M 7.50

„Tiefes, wahres, aus voll und warm empfindenden Menschenherzen hervorquellendes Gefühl, sicherer, glücklicher Ausdruck, tiefe, nachspürende Gedanken zeichnen diesen Dichter aus, wie ein liebevolles Sichversenken in die Seele seiner engeren Heimat, Wärmland." (Allgem. Zeitung, München.)

und eine Eleganz des Witzes ohne Gleichen. Jede ist der geprägteste Ausdruck ihrer Zeit: die Sévigné offiziell freigeistig, sehr formell, voller Freude am heiteren Leben, das warmblütig und dramatisch war und nie ermüdet, die Marquise kalt und ermüdet wie ihre Zeit, übersatt, geekelt, ganz scharf gewordene Intelligenz mit einem kleinen frierenden Herzen, das kein liebes Wort hat und keines findet. Es gab ja nichts als Gesellschaft, also gab es nichts als Klatsch und Bosheit, keiner konnte allein leben, und doch war jeder viel zu irritabel, um den andern zu ertragen. Alle guten christlichen, nein, menschlichen Tugenden waren im Destillierkolben der Encyklopädie zu einem schwächlichen Witz verdampft. Die Du Deffand machte sich im Gegensatz zu den andern berühmten Frauen ihrer Zeit nichts aus den berühmten Männern, sie ist darin gar nicht Snob wie doch irgendwo die Geoffrin mit ihrem

Fortsetzung Seite 49

GEBRÜDER DIETRICH

GRAPHISCHE KUNSTANSTALT UNDKUNSTDRUCKEREI

Herstellung aller Arten Klischees in erstklassigster Ausführung.

SPEZIALITÄT: Drei- und Vierfarben-Klischees.

Feinster Drei- und Vier-Farbendruck.

Vermittelungsstelle für künstlerische Aufträge jeder Art

MARIE HELD-HERZ

Charlottenburg · Kantstraße 10 II · Tel.-Stpl. Nr. 4656

Übernahme, Vermittelung und Überwachung von Bauten, Wohnungseinrichtungen und dergleichen · Verkauf von Bildern, Skulpturen, Schwarz-Weiß-Blättern, Büchern, Kunstgewerbe, Stoffen usw. · Anfertigung von Plaketten, Exlibris, Menu-, Tischkarten usw. · Tafeldekorationen

W. DRUGULIN · VERLAG · LEIPZIG

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN (E. V.) DER DEUTSCHEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER (E. V.) UND DER WIENER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN

BEGRÜNDET VON FEODOR v. ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN VON

Professor Dr. CARL SCHÜDDEKOPF-Weimar

Professor Dr. GEORG WITKOWSKI-Leipzig

GESCHICHTEN AUS WEIHERTAL

Nach japanischen Bildern erzählt von

Dr. HEINRICH LHOTZKY

Kartoniert M 5.–

Zu dreizehn reizenden japanischen Federzeichnungen schrieb der bekannte Autor zwei Märchen, die allgemein Anklang finden werden. Das Buch wird soeben versandt, sodaß Sie es in jeder besseren Buchhandlung vorgelegt bekommen können

Montesquieu oder die Necker mit ihrem Gibbon. Walpole war nichts weiter als ein eleganter Herr mit Geist, Manieren und Launen, der sich gerade das von seiner 68jährigen Korrespondentin verbat, woran ihr lag: Gefühlsaustausch. Und auf seinen Befehl ließ sie die Gefühle, zum Glück der heutigen Leser, und gab nichts als ihren Kopf, ihre Langweile, ihre Bosheit, ihren Witz. Walpole war, wie ein Engländer sagte, der richtige Mann für verbrauchte Nerven, der typische Dilettant seiner Zeit, glücklich über seine Indifferenz wie die Marquise unglücklich über die ihre. Diese Briefe sind ein Schatzhaus der Zeit, voll der Unmenschlichkeit, die ihre Unsterblichkeit und deren Heilige die Du Deffand ist. F. B.

Fortsetzung Seite 51

NEUE KUNST · HANS GOLTZ
MÜNCHEN · ODEONSPLATZ 1
Gemälde, Graphik, Plastik,
Kleinkunst, Batik
Gemälde von Cézanne bis zu den Expressionisten. Graphik von Leibl bis auf unsere Tage. Sämtliche Majoliken von Prof. Bernhard Hoetger

ALLEINVERTRIEB:
LUDWIG & MERTENS
LEIPZIG

Zeitungs-ausschnitte
liefert im **Original** über jedes Gebiet für **Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschrift., Finanziers, Großindustrielle, Behörden usw. usw.** das bestorganisierte Bureau **sofort nach Erscheinen**
Klose & Seidel
Bureau f. Zeitungs-Ausschnitte
BERLIN NO. 43,
Georgenkirchplatz 21
Prospekte gratis! Erste Referenzen!

NEUE MUSTERDRUCKE

IM SEPTEMBER

KLEIST
DER ZERBROCHENE KRUG

Druck der Reichsdruckerei.

Einmalige Auflage von 200 Exemplaren. Subskriptionspreis: Nr. 1 bis 50 auf Japan in Maroquin à 75 Mark, Nr. 51 bis 200 auf Bütten in Pergament à 30 Mark.

GOETHE / PROMETHEUS-FRAGMENT

Druck der Reichsdruckerei.

Einmalige Auflage von 200 Exemplaren. Subskriptionspreis: Nr. 1 bis 50 auf Japan in Maroquin à 30 Mark, diese sind bereits gezeichnet. Nr. 51 bis 200 auf Bütten in Pergament à 20 Mark.

IM NOVEMBER

HOMER / ODYSSEE

in der ursprünglichen Vossischen Übertragung von 1781.

Druck der Offizin Drugulin.

Einmalige Auflage von 200 Exemplaren. Subskriptionspreis: Nr. 1 bis 50 auf Japan in Maroquin à 100 Mark, Nr. 51 bis 200 auf Bütten in Pergament à 50 Mark.

ERNST OHLE • VERLAG
DÜSSELDORF

Georgian Poetry 1911–1912. The Poetry Bookshop. London 1912. – Diese Anthologie der neueren englischen Dichtkunst, von der wir mit dem Herausgeber glauben, daß sie zu einer frischen Stärke und Schönheit strebt, verdient Beachtung, denn mit diesen Dichtern beginnt in der Tat eine Epoche. Hier ist keine Spur mehr der Tennysonschen Hübschigkeit und nichts mehr von der spätviktorianischen Glätte, die ein paar hübsche Gedichte, aber keinen dichterischen Charakter hervorgebracht hat, wenn man von dem beiseitestehenden Robert Bridges absieht, dem dieses Buch gewidmet ist, und den mehr ein höchst geschmackvoller Kunstverstand als dichterisches Temperament auszeichnet. Nach zehn Jahren blasser Dichterei stehen diese jungen Dichter auf, die sich nicht mehr damit beschäftigen, die Prunkstücke des lyrischen Haushaltes neu zusammenzustellen und sich inmitten zu setzen, um verschwundene

Fortsetzung Seite 53

HUGO HELLER & CIE., LEIPZIG UND WIEN I. BAUERNMARKT 3

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften
herausgegeben von PROF. SIGM. FREUD
Schriftleitung: Dr. OTTO RANK und HANS SACHS
Jährlich 6 Hefte bei 36 Bogen stark. M 15.– = K 18.–
Probehefte gern zur Ansicht durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

GEBR. FRIEDLÄNDER

Hofjuweliere Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, Sr. Kaiserl. und Königl. Hoheit des Kronprinzen, Ihrer Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinzessin

BERLIN W.
4a, UNTER DEN LINDEN
GEGRÜNDET 1829

JUWELEN, PERLEN,
GOLD- u. SILBERWAREN

Verlag von Georg Merseburger in Leipzig

Max Glaß · Giorgione

Ein Roman aus der italienischen Renaissance
Mit 8 Kunstbeilagen in Lichtdruck.

Brosch. M 5.—, geb. M 6.—

Dr. Johannes Brandt schreibt im „Merker", Wien: „— — Giorgione! Man kennt die Werke, die wie nur wenige den Adel des tiefen, eigenen Erlebens tragen, vom Menschen Giorgione kam nicht viel auf die Nachwelt. Vermutungen, Legenden. Aber seine Bilder erzählen die Geschichte eines Künstlerlebens dem, der ihre Sprache versteht. Und Max Glaß hat sie verstanden. Erzählt sie uns wieder, in einem Buch voll Licht und Wärme, daß wir an seine Deutung glauben müssen, daß wir meinen, es könne gar nicht anders gewesen sein. Das ganze buntfarbige, kunstfrohe Treiben der Renaissance wird vor uns lebendig, der ganze Kreis fröhlicher und wertvoller Menschen, die alle in sich einen Teil von der warmen Sonne und dem leuchtenden Blütenprangen des Südens tragen. In ihrer Mitte steht Giorgione, ein Mensch voll Hoffnung und Sehnsucht. Nur ein Künstler konnte dieses Buch schreiben, der mit liebevollem Verstehen eines Künstlers Seele, eines Künstlers Fühlen zu deuten weiß. Das gibt dem Buch seinen Wert, das wird ihm den Weg weisen zu den Herzen der Menschen."

Soeben erscheint in neuer Auflage:

Urkunden der deutschen Erhebung

Originalwiedergabe in Faksimiledrucken der wichtigsten Aufrufe, Erlasse, Flugschriften, Lieder und Zeitungsnummern.

Als Ergänzung aller Erinnerungsschriften herausgegeben von

Dr. Friedrich Schulze

Jubiläumspreis: In Mappe M 3.80, später M 6.—
Liebhaberausgabe in Halbleder-Mappe M 10.—

„Diese Mappe darf man ruhig als das schönste und als ein wertvolles Werk an die Spitze der unabsehbaren Bücherreihe stellen, die uns die Erinnerung an die große Zeit der Erhebung beschert hat. Für einen fast unverständlich geringen Preis wird hier in vollendeter Form ein kulturhistorisches und vaterländisches Dokument geboten, das seinen Ehrenplatz in der Bücherei jedes Patrioten und jedes Bücherfreundes finden wird." (Hamburger Fremdenblatt.)

Die Sammlung enthält u. a. die vollständige Reproduktion zweier Erstausgaben Theodor Körnerscher Gedichtbände von größter Seltenheit, nämlich Leyer und Schwert, und die noch seltneren drei deutschen Gedichte, den berühmten Tauroggenvertrag der Generäle Yorck und Diebitsch vom 30. Dezember 1812, ferner eine große Zahl umfangreicher Schriften von Ernst Moritz Arndt, Heinrich von Kleist, Zacharias Werner, vom Vater Theodor Körners, dem Leipziger Professor Krug usw. Zusammen 40 wertvolle Stücke, die zum größten Teil bisher noch niemals veröffentlicht wurden. Das Werk umfaßt 38 Folioseiten, 24 Quartseiten und 273 Oktavseiten in geschmackvoller Mappe.

Hoffnung, vergangene Liebe und derlei zu beklagen. Diese Dichter haben keine Angst mehr, weder vor den Dingen, noch vor den Gedanken, sie haben stark die einen und schauen den andern ins Gesicht, man baut seine Strophen nicht mehr auf das zitternde Gefühlchen, und die Flügel der Phantasie sind nicht mehr lybellendünn. Wie auf dem Kontinent auch hier noch manchmal: Formlosigkeit, die sich für durchbrechende Kraft hält, wo sie doch vergeudete Kraft ist, Worte aus dem Alltag, die für höchste dramatische Anschaulichkeit stehen wollen, wo sie doch Versagen des Gesichtes sind, und, wie auf dem Kontinent, Worte im höchsten archaischen Ornat: Worthaftigkeit statt Gebilde. Französische Einflüsse — auch deutsche? — sind so merkbar. Aber diese Bemerkungen ändern nichts daran, daß hier sehr beachtenswerte Dichter sind, Abercrombie von allem, und neben ihm Gordon Bottomley und John Drinkwater. Diese neueren Dichter haben ihre Vierteljahrschrift in „Poetry and Drama", die Harold Manro herausgibt, neben „Rhytm" die beste dichterische Zeitschrift Englands. F. B.

Fortsetzung Seite 55

H. F. JÜTTE · LEIPZIG

Graphische Kunstanstalt · Carolinenstrasse 15
Fernruf 1674 und 1682

*

ABTEILUNG CHEMIGRAPHIE

Autotypien · Strichätzungen · Dreifarbendrucke · Galvanos

ABTEILUNG LITHOGRAPHIE

Moderne Plakate · Musterblätter · Geographische Arbeiten · Photolithographie

TIEFDRUCK

POESCHEL & TREPTE
BUCHDRUCKEREI
LEIPZIG · SEEBURGSTRASSE 57

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

Demnächst erscheinen:

ERNST STADLER

DER AUFBRUCH

Geh. M 3.– · GEDICHTE · Geb. M 4.–

Ernst Stadler, bekannt und in den Kreisen der Jungen bereits hochgeschätzt als Kritiker und Übersetzer, veröffentlicht einen Band Gedichte, der einen ganz ursprünglichen Lyriker offenbart. Ein gedrängter Rhythmus beseelt die weit ausladenden Zeilen seines Strophenbaues, es ist wundervoll, wie ein Gefühl sich langsam gestaltet und alles in der Schwebe bleibt bis die Endreime wie große Schmetterlinge niedergehen. Durch Großstadt und freies Land, Jammer und Glück kämpft sich Musik, dann strömt alle Unruhe in Zuversicht. Schöne Gedichte und was vielleicht noch wichtiger ist: eine Lebenssache, so ernst, so ehrlich, wie irgendeine, »romanhaft« wie irgendein Schicksal. Ohne Programm, tendenzlos, frisch und blutfarben in dieser Zeit der »Literaturpolitik«, wo Temperamente, Gefühle, Richtungen und Schulen wie Aktiengesellschaften gegründet und die Originalgenies in ihrem zartesten Alter an Litfaßsäulen ausgesetzt werden. — Nebenbei ist dieser Dichter Germanist, Professor der deutschen Sprache, wovon er Gebrauch macht, wie oben gesagt.

PAUL ZECH

DIE EISERNE BRÜCKE

Geh. M 3.– · GEDICHTE · Geb. M 4.–

Dieser neue Gedichtband von Paul Zech, dem Verfasser des »Schwarzen Reviers« schließt sich inhaltlich an des Dichters Erstling »Schollenbruch« nur in seinem ersten Teile an. Der weitaus größte Teil der Gedichte ist auf einen gänzlich neuen Ton gestimmt. Liebesstrophen von psalmartigem Charakter und soziale Rhythmen dominieren. Bemerkenswert sind auch die großen Zyklen »Der Hafen«, »Der Stadtpark«, Gedichte wie »Der Mörder«, »Die Sackträgerin«, »Der Priester«, »Die Greisin« erweisen sich als ein angestrengter Versuch zur Gestaltung der neuen Ballade. Im Sprachlichen und Ethischen erscheint »Die eiserne Brücke« wesentlich stärker als alle früheren Bücher von Paul Zech, von dem Erich Mühsam in einem Essay über moderne Lyrik schrieb: »Werfel und Zech scheinen unter den Allerjüngsten die Anwartschaft zu haben, auf dem Unterbau der Lyrik des letzten Jahrzehnts gute Dichtung aufzurichten«.

Gerhard Hauptmanns Bearbeitung oder Wiedererzählung des Lohengrin für die Jugend. Ullstein Berlin. Es würde der Raum nicht hinreichen, aus diesem Buche Stellen zum Beweise dafür abzudrucken, daß diese Sache in einem Deutsch geschrieben ist, wie es nur noch der Roman Atlantis sich leistet. Die deutschen Kommis könnten bei Gericht klagen, sagte man, es sei Kommisdeutsch. Das hat derselbe Hauptmann geschrieben, der den „Quint" gedichtet hat. Man versteht das nicht. Was ist hier eigentlich passiert? Hat hier ein Gehirn alle Selbstkontrolle verloren? In diesem Lohengrin breitet sich eine Hauptmannsche Gedankenwelt aus, über die man immer schon wegsah, wenn sie früher fragmentarisch zum Vorschein kam. Ein Plunder ungebildeten und ahnungslosen Aufklärichts für drei Groschen. Man übersah dieses Zeug und was bloß davon lebt in allerlei Stücken um des großen Mitleidgefühles in Haupt-

Fortsetzung Seite 57

LUDWIG RUBINER, FRIEDRICH EISENLOHR, LIVINGSTONE HAHN

KRIMINAL-SONETTE

Umschlag-Zeichnung von Kurt Szafranski

Geheftet M 2.—, gebunden M 3.—

Berliner Zeitung am Mittag: Man denke hier nicht etwa an Parodien oder ähnliches. Nein, L. Rubiner und seine Mitarbeiter haben ganz einfach in dem pompösen Vierzehnzeiler eine geeignete Zeremonie entdeckt, um auf die prägnanteste Manier . . . Kriminalgeschichten zu erzählen. Sie pressen in Sonette, deren künstlerische Vollendung unantastbar ist, Abenteurer-Romane von unerhörter Komprimiertheit.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Die Bücherei Maiandros

Herausgegeben von Heinrich Lautensack,
Alfred Richard Meyer, Anselm Ruest, im Verlag von
Paul Knorr, Berlin-Wilmersdorf

Erstes Buch

Teresa und Wolfgang · Eine Novelle
von Samuel Lublinski

Zweites Buch

Ekstatische Wallfahrten
Semilasso in Afrika von A. R. Meyer
Via crucis von Heinrich Lautensack

Drittes Buch

Apollodoros · Über Lyrik
Ein Dialog von Anselm Ruest

Viertes und fünftes Buch

Der Mistral

Mit Beiträgen von Bab, Benn, Blei, Brandenburg, Braun, Brod, Carossa. Dauthendey, Dehmel, Ehrenstein, Flaischlen, Greiner, Hadwiger, Hasenclever, Herrmann, Heym, Heymel, Hofmannsthal, Holz, Kyser, Lasker-Schüler, Leonhard, Lissauer, Loerke, Thomas Mann, Mell, Michel, Mombert, Morgenstern, Paquet, Paquita, Scheerbart, Scher, Schickele, Schlaf, Schur, Stadler, Stehr, Stoeßl, Wedekind, Weichberger, Werfel, Zweig u. a.

Sechstes Buch

In Memoriam Léon Deubel

Mit Beiträgen von Pergaud, Jammes, Gregh, Divoire, Duhamel, Périn, Frenay-Eid, Bocquet, Mercereau, Vildrac, Guilbeaux u. a.

Mit graphischen Beiträgen sind in der Bücherei vertreten Roessner, Beckmann, Segal, Meidner; mit kritischen: S. Friedlaender, Schickele, Mießner, Leonhard, F. M. Cahén u. a.

Jedes Buch einzeln à M 1.—, die sechs Bücher zusammen in einem Halblederband M 8.—. Das neueste Beiblatt wird gratis an jede aufgegebene Adresse versandt.

Verlag Paul Knorr · Berlin-Wilmersdorf

manns Herzen, das ihn die Weber schreiben ließ, das Hannele — von den Versen abgesehen — und den prachtvollen Bieberpelz. Ist das alles vorbei? Aber noch nicht zu lange her gab es ja noch den „Quint" und Respekt vor der Poesie der Welt in Pippa. Da man es nicht auf das Wort wird glauben wollen, daß dieser Hauptmannsche Lohengrin, als welcher der unserer schönen Sage sein soll, sein eigener aufgeklärter Aufklärer ist, dem die — Inquisition Fallen legt, die „Gottseidank ab geschafft ist", da man es nicht glauben wird, dass dieser Lohengrin den Schwan, der ihn zog, eine Täuschung Elsas nennt, eine in ihrer Aufregung begreifliche, und daß dieser Lohengrin es ganz vergessen hat, daß er gebot, ihn nie nach seinem Namen zu fragen — da man das und alles was wir aus diesem toll-blöden Zeuge berichten könnten, nicht glauben wird, müssen wir auf das Buch verweisen, das eine Katastrophe ist. Nicht eine Ent-

Fortsetzung Seite 59

Verlag der Weißen Bücher · Leipzig

Demnächst erscheint:

DER FREMDE

Roman. 2. Auflage. Geh. M 3.—, geb. M 4.—

René Schickeles ‚Fremder' ist in der Umsetzung der Wirklichkeit in das episch gebundene Wort, in der Anschaulichkeit des Einzelwortes und seiner Verwendung im Satze so einfach, klar und persönlich — auf die Gefahr hin, grotesk zu erscheinen, benutze ich eine Assoziation aus dem Bereiche der farbigen Welt und sage: so weiß, also so fleckenlos — daß es in die Nähe von Hölderlins „Hyperion" rückt. wo ein gleicherweise an romanischen und griechischen Beispielen erzogenes Gefühl für Durchsichtigkeit der Sprache sich auch deutscher Worte bedient. Gewiß ist das Buch künstlerisch nicht gelöst, und daß seine Liebeskämpfe in Pariser Bohèmekreisen spielen, ist einfach ein Rest von Naturalismus, da Schickele hier in Wahrheit dunkel nach einer reineren Form der Dichtung strebte und nur wider Willen im Milieuroman stecken blieb. Deshalb bleibt Schickele doch wohl einer der feinsten Stilisten, einer der persönlichsten Dichter der Zeit und dies Buch eine Sammlung von Fragmenten aus einer ungeschriebenen großen Dichtung. *Joachim Benn i. d. Rheinlanden*

Tempel-Klassiker

Deutsche Dichterausgaben. Zweisprachige Weltliteratur-Werke

Neuerscheinungen:

Hebbel
Dramatische Werke
in 4 Bänden
(Band 1 liegt Weihnachten 1913 vor)

Homer
Odyssee
in 2 Bänden
(Band 1 liegt Weihnachten 1913 vor)

Shakespeare
König Lear
Englisch und Deutsch

Shakespeare
Othello
Englisch und Deutsch

Vollständige Tempel-Ausgaben

Goethe
Poetische Schriften
in 15 Bänden

Schiller
Sämtliche Werke
in 13 Bänden

Lessing
Schriften in
7 Bänden

Eckermann
Gespräche mit Goethe
in 2 Bänden

Heine
Sämtliche Werke
in 10 Bänden

Mörike
Sämtliche Werke
in 4 Bänden

Kleist
Sämtl. Werke
in 5 Bänden

Hebel
Poet. Werke
in 1 Band

Uhland
Poet. Werke
in 2 Bänden

Körner
Poet. Werke
in 2 Bänden

Shakespeare
Hamlet
Englisch und Deutsch

Shakespeare
Romeo und Julia
Englisch und Deutsch

Shakespeare
Ein Sommernachtstraum
Das Wintermärchen

Das Nibelungenlied. Alt- und neudeutsch in 2 Bänden.

Tempel-Geschenk-Ausgaben

Goethe
Die Gedichte
Lein. M 5.– Leder M 7.–

Goethe
Faust
Lein. M 5.50 Leder M 7.50

Goethe
Italiänische Reise
Lein. M 6.– Leder M 8.–

Goethe
Westöstlicher Divan
Lein. M 4.– Leder M 6.–

Heine
Das Buch der Lieder
Lein. M 4.50 Leder M 6.50

Das Nibelungenlied
übertr. v. Karl Simrock
Lein. M 5.– Leder M 7.–

In Anbetracht der gediegenen und hervorragenden Buchausstattung, die der Tempelverlag pflegt, können die Preise der Tempel-Klassiker nur billig und volkstümlich genannt werden. Die Bände haben sämtlich einheitlichen Umfang. Für jede Ausstattungsgattung haben die Tempel-Klassiker einen Einheitspreis zu dem jeder Band einzeln käuflich ist. Es gibt eine Ausgabe in Ganzleinen, eine Halblederausgabe und die Vorzugsausgabe.

Jeder Band kostet: In Leinen M 3.–, in der Vorzugsausgabe (nicht einzeln) M 12.–, in Halbleder M 3.75

Der Tempel / Verlag / Leipzig, Seeburgstraße 57

gleisung. Denn es bleibt nicht einmal auf der Bahn von Hauptmanns Allerschlechtestem. Es hat dichterisch nur in Friederike Kempner seinesgleichen. Es hat im Geiste überhaupt nicht seines Gleichen. Das ist unseres Wissens noch nie dagewesen. Weil wir Hauptmann um einige seiner Werke sehr schätzen, wenn auch mehr lieben, müssen wir dies über seinen Lohengrin ihm sagen. Hauptmann ist verwirrt und in einer üblen Zeit; er besinne sich; er schweige, wenn keine Stimme mehr in ihm redet; aber er schmiere nicht wie kein Schmierer im ganzen deutschen Reich Gedankenlosigkeit hinsudelt. *B.*

Der Bücherwurm. Zweiter Jahrgang. Verlag des Bücherwurms. Dachau b. München. Wenn Dinge das sind, was sie sein wollen, sind sie gut. So der Bücherwurm. Der zweite Jahrgang liegt vor mir. Diese Monatsschrift für Bücherfreunde liefert für

Fortsetzung Seite 61

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

AUGUSTE RODIN

DIE KUNST

Gespräche des Meisters, gesammelt v. *Paul Gsell.* Deutsch v. *Paul Prina.*
Mit 70 Bildertafeln. Ausstattung von *W. Tiemann.*
Neue Volksausgabe. Geb. M 5.—

Der Tag: Dieses Buch wird einst einen dokumentarischen Wert haben, denn es bringt die Meinungen und Anschauungen des größten Plastikers unserer Zeit unmittelbar zur Darstellung. Solche Bücher, leidenschaftliche Selbstbekenntnisse der Künstler, sind selten, und man sollte sie wie Offenbarungen behandeln, Offenbarungen der menschlichen Seele. In diesem komplizierten Künstlergenie ist eine rührende Einfachheit, die den Worten eine seltene Überzeugungskraft verleiht. Von unendlicher Liebe ist die Seele dieses Künstlers erfüllt für alle Schönheit. Darum sind seine Worte lehrreich für alle, die Kunst suchen, Kunst ohne Vermittlung der Gelehrsamkeit.

Kreuz-Zeitung: Das Buch, mit zahlreichen Abbildungen Rodinscher Werke, gibt einen fesselnden Überblick über das Wesen und Schaffen des Künstlers, und hat darüber hinaus eine allgemeine Bedeutung, indem es vielfach zum Nachdenken über Kunst und Künstler überhaupt anregt ... Für jeden Freund der Kunst ist das eigenartige Werk — ganz gleich, welchen Standpunkt er sonst in künstlerischen Dingen einnehmen mag — von hohem Interesse.

Saturn-Verlag Hermann Meister · Heidelberg

Neu-Erscheinungen Sommer 1913

Fanale

Gedichte der rheinischen Lyriker R. M. Cahén, J. Th. Kuhlemann, Paul Mayer, Bruno Quandt, Robert R. Schmidt, Paul Zech.

Broschiert M 1.50. Gebunden M 2.50.

Weser-Zeitung, Bremen: Die rheinischen Fanarioten sind jung und hoffen. Es ist in ihnen viel Passivität, Empfänglichkeit. Sie alle kennen verführerische Träume, einige sogar die leidenschaftlich glühenden Räusche ...

Berliner Tageblatt: Hier präsentiert sich eine Jungmannschaft von sechs Kämpfern, die das alte Lügengewebe vom bloß weinfrohen Rhein mit Zähneknirrschen zerreißen und dem infernalischen Nimbus des Stahlgottes Vulkan den Tribut zollen.

Lyrische Bibliothek

Erster Band: Wunden und Wunder, von Paul Mayer, mit Geleitworten von Stefan Zweig.

Zweiter Band: Der Weg durch den Wald, von Rudolf Leonhard.

Dritter Band: Das Ufer, von Jacob Picard.

Vierter Band: Der Meteor, von Rudolf Fuchs.

Jeder Band vornehm gebunden M 1.50, in Luxusband M 5.—.

Die Bibliothek wird ein permanentes Bild unserer bedeutenderen zeitgenössischen Lyrik bieten. Jährlich erscheinen ca. 15 Bände.

Francesco Petrarcas Sonette

In Auswahl übertragen von Frank Spunda. Gebunden M 1.20.

Eine neue würdige Übertragung, in einer schönen Drugulin-Type gedruckt und geschmackvoll gebunden.

Die magische Laterne

Novellen von D. Kosztolányi Deutsch von Stefan J. Klein.

Broschiert M 2.50. Gebunden M 3.50.

Mit Kosztolányi wird ein bedeutender magyarischer Dichter in Deutschland eingeführt Seine Novellen sind reich in der Erfindung, bestechend in der Form. Ein novellistisches Talent ganz bewußter Eigenart kündet sich in Kosztolányi mit Kraft an.

Sämtliche Erscheinungen durch jede Buchhandlung!

50 Pfennige zwei schön gedruckte und geschmückte Bogen, die man gern sieht. Sein Standpunkt zwar ist nicht der unsere. Wir sehen in Borries Frh. von Münchhausen keinen Dichter, und der erbitterte Kampf um die Fraktur erscheint uns töricht. Überflüssig zum mindest. Denn auch Antiqua hat zur rechten Zeit ihre Reize. Aber diese Dinge können unser Lob nicht schmälern, denn die schöne Arbeit ist das Lobenswerte, und der Erfolg spricht für sie. Die Namen der Mitarbeiter sind gut, und ihr Schreiben ehrlich und ohne Grimasse. Bücherfreunde werden belehrt und angeregt. Sie sehen, wie geschmackvoll gedruckt wird, und was geschmackvoll gedruckt wird. S.

Verlag der Weissen Bücher · Leipzig

René Schickele

Schreie auf dem Boulevard

Pariser Erinnerungen eines Journalisten

Geheftet M 3.— · Gebunden M 4.—

Hamburger Fremdenblatt:

Man wird eine Erscheinung wie die des elsässischen Dichters René Schickele nicht freudig genug begrüßen können. Wie er, im Dienste Deutscher Presse, Paris, das lockende, flammende, lebensvolle Paris in sich aufnimmt und zu kristallischen Bildern verdichtet, wie er, ein Kind gemischter Kultur, mit Kritik und Liebe in den politischen Strömungen die blutrote Ader ewigen Vorwärtslebens aufblitzen läßt und wie es führende Geister beleuchtet, nicht nur wie sie sind, auch wie sie wurden, und den Geheimnissen ihrer Macht mit künstlerischem Feinsinn nachspürt, das ist Journalismus im schönsten, im besten Sinne. Hier ist der Journalist, dessen Ohr das Raunen der Zeit vernimmt, Historiker und Künstler zugleich! Jaurès, Roosevelt, Briand sind von dieser Warte gesehen und erstrahlen im Prisma eines liebenswürdigen Sarkasmus besonders lebhaft. Und Alltagsdinge: vom Theater dies und das, die dramatisch wirksame Schilderung des Eisenbahnerstreiks, ein Mord oder ein Fliegerende geben in ihrer Knappheit, durch ihre stilistische Sauberkeit und geistigen Tiefgang Eindrücke angenehmster Art.

Der Bücherwurm

ist eine illustrierte Monatsschrift für Bücherfreunde. Er bringt Originalartikel bekannter Autoren über alle Gebiete der Literatur und des gesamten Buchwesens, Proben aus neuen Werken, Illustrationen, zahlreiche Bücherbesprechungen und eine Liste der wichtigsten Neuerscheinungen. Der Bücherwurm ist mit seiner Auflage von 25000 Exemplaren das verbreitetste Literaturblatt Deutschlands und kostet 2 Mark jährlich. Die Liebhaber-Ausgabe bringt in jedem Heft seltene Kunstblätter, darunter Original-Graphik, Einblattdrucke und Bücherzeichen. Preis 6.00 M. jährlich.

Verlag des Bücherwurms in Dachau bei München

Ein moderner Faust

Mit dieser Ausgabe des ersten Teiles von Goethes Faust läßt Ehmcke seinem heißumstrittenem Faustdruck einen zweiten folgen; er zeigt die Entwicklung von Jahren, nicht nur eines Künstlers, sondern unserer Auffassung von Drucken überhaupt. Die neue Faustausgabe ist vor allem einfacher, ruhiger, überzeugender und moderner, da keine Typen vergangener Stilepochen verwendet wurden, sondern nur moderne, Ehmckes eigene Schriften: Fraktur als Hauptschrift, Kursiv und Antiqua als Hilfsschriften. So sehr nun die Wirkung des Druckes auf der vorbildlichen Anwendung prächtiger Schriften und der Güte der handwerklichen Arbeit von Deckel zu Deckel beruht, so ist doch noch ein Schritt weiter gegangen worden; Walter Klemm hat für die Ausgabe fünfzehn Original-Holzschnitte geschaffen, die von der Holzplatte in das Werk eingedruckt werden. Was Ehmcke und Klemm anstrebten ist also nicht nur ein mustergültiger Faustdruck, sondern ein mustergültiges modernes illustriertes Buch, ein illustrierter Faust in der Auffassung des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts. Die Ausgabe wurde in der bekannten Offizin Drugulin in Leipzig auf van Geldern-Bütten gedruckt, ganz in rotes Saffianleder gebunden und kostet 20 Mark. Rudolf G. Binding schreibt in der Frankfurter Zeitung über die Holzschnitte Walther Klemms zu Goethes Faust:

„sie scheinen wie erfüllt von der Ewigkeit der Dichtung,
von unsichtbaren Welten hinter ihnen."

Der Einhorn-Verlag in Dachau bei München

DAS BUNTE BUCH

Ein Sammelbuch. Umschlagzeichnung v. *Wilhelm Wagner.*
Kartoniert M —.60

INHALT:

Franz Werfel: Vater und Sohn / Carl Hauptmann: Der Evangelist Johannes / Herbert Eulenberg: Der einstige Tasso an den Goetheschen / Herbert Eulenberg: Zwei Sonette Torquato Tassos, erfunden von H. E. / Baudelaire: Le Tasse en prison / Robert Walser: Lustspielabend / Francis Jammes: Die Taube / Max Brod: Kleine Prosa / Franz Kafka: Zum Nachdenken für Herrenreiter / Georg Trakl: De profundis / Francis Jammes: Amsterdam / Else Lasker-Schüler: Arme Kinder reicher Leute / Max Dauthendey: Die Teufelsballade / A. Rodin: Natur und Kunst / Březina: Motiv aus Beethoven / Walter Hasenclever: Herbert Eulenberg / Herbert Eulenberg: Aus einem neuen Schauspiel / Emile Zola: Aus Briefen an Cézanne / Georg Heym: Nacht / Georg Heym: Seiltänzer / Arnold Zweig: Das Album / Max Brod: Lied des Orosmin / Hermann Bahr: Fráňa Srámek / Paul Verlaine: Art poétique / Paul Verlaine: Les ingénues / Franz Blei: An den Schauspieler / Berthold Viertel: Kuß / Giovanni Pascoli: Der Blinde / Franz Werfel: Zwei Sonette aus Dantes Neuem Leben / Max Brod: Blériot / Else Lasker-Schüler: An den Prinzen Benjamin / Jacob Wassermann: Der Jude als Orientale / Suarès: Holbein / Franz Werfel: Als mich dein Wandeln.

DIE BILDER

Ludwig Kainer, Drei Zeichnungen zum „Russischen Ballett" / R. R. Junghanns, Reproduktionen dreier Radierungen / Karl Thylmann, Reproduktion einer Radierung zu Jean Paul / Karl Walser, Zwei Federzeichnungen / Mahler Müller, Reproduktion einer Zeichnung / Kokoschka, Selbstporträt und Porträt des Tänzers Nijinsky / Seewald, Federzeichnung / M. Lichnowsky, Wandzeichnungen aus einem Felsengrab in Beni Hassan / Walter Tiemann, Vignette.

DAS BUNTE BUCH ist ein unterhaltendes Sammelbuch, meist unveröffentlichter Beiträge erster Autoren. Das Buch spiegelt im wesentlichen die belletristische Richtung meines Verlages wieder.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Verlag der Weißen Bücher · Leipzig

Mynona

„Rosa, die schöne Schutzmannsfrau"

Grotesken

Preis geheftet M 3.50 * * Gebunden M 5.—

Die Überschriften sind für sich allein eine Groteske, und der Titel gibt wirklich den Ton des Buches an, wenn man ihn quadriert ironisch nimmt. Es ist ein Buch mit einer einzigen Kriegserklärung an den „Ernst des Lebens". Und doch liegt noch in seinem kindischsten Spiel tiefer Sinn verborgen — und nicht bloß verborgen. Die Kunst, Gefühle (durch Überschraubung) ins Gegenteil zu verkehren, z. B. Dankbarkeit in Rachsucht, Zärtlichkeit in Blutdurst, Narretei in Philosophie, hat hier ihren Tummelplatz. Das Buch soll zeigen, daß Heiterkeit nicht flach zu sein braucht, daß sie mehr Tiefe haben, daß Spott religiöser sein kann als der heilige Ernst in aller seiner Feierlichkeit. Hier wird der Ernst in lauter bunten Schlachten mit seinen eignen Waffen geschlagen. Ja, die Literatur soll sich hier selbst dementieren. Es wird sich für den guten Leser ein Fortschritt in der Natürlichkeit, Ehrlichkeit und — Schamhaftigkeit ergeben, und der schlechte Leser darf sich amüsieren oder ärgern. Der Ernst dieses Buches ist, wie eigentlich aller Ernst sein sollte: — unerratbar!

GIACOMO CASANOVA

CORRESPONDANCE AVEC J. F. OPIZ

Publiée d'après le manuscrit de J. F. Opiz par Fr. Khol et Otto Pick. Avec un épilogue des éditeurs.

Einmalige numerierte Auflage von 850 Exempl.

2 Bde. geh. M 12.—; in 2 Halblederbde. geb. M 16.—

Diese Correspondenz des alternden Abenteurers mit dem Czaslauer „Inspektor der Kaiserlichen und Bankfinanzen", Dichter und Privatgelehrten Johann Ferdinand Opiz gibt ungeahnte Aufschlüsse über die interessante Zeit, da Casanova den Entschluß zur Niederschrift seiner Erinnerungen faßte. — Dieser bisher völlig unbekannte Briefwechsel umfaßt eine große Anzahl der in Casanovas kräftigem Französisch abgefaßten Briefe, sowie die Antwortsschreiben von J. F. Opiz, der mit dem als Bibliothekar des Grafen Waldstein in Dux lebenden Lebenskünstler durch die Empfehlung ihres gemeinsamen Freundes, der als Verfasser des „Mémorial d'un mondain" von Wieland sehr geschätzten Grafen Lamberg, bekannt geworden war. Den Abschluß bildet ein tragikomischer „Avis final au lecteur" des Opiz, zu dem ein äußerst amüsanter Epilog Casanovas (ein bisher durchaus unbekanntes Schriftstück, das erst kürzlich entdeckt worden ist) ein wundervolles Gegenstück bildet. Ein Nachwort der Herausgeber informiert über alle biographischen und bibliographischen Details. — So darf diese Publikation des Interesses nicht bloß der Casanovaforscher, sondern in vielleicht noch höherem Maße jener Verehrer des Don Juans der Rokokozeit sicher sein, die den verfrühten Abschluß der Memoiren so schmerzlich empfunden haben, daß sie nunmehr mit Lust nach einem Werke greifen werden, das ein neues Licht auf die letzten Erlebnisse Casanovas wirft. — Die äußere Ausstattung des Werkes, dessen Druck die Offizin W. Drugulin besorgte, ist vorzüglich. Reproduktionen unbekannter und wenig bekannter Bilder, die in engstem Zusammenhang mit dem Text stehen, schmücken die beiden stattlichen Bände.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG